

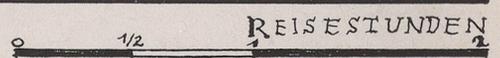
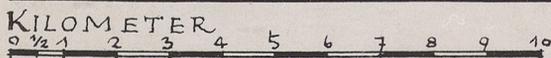
SCHWÄBISCHE HEIMAT

3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1963

Zwei Reisetunden rings um Sindelfingen

Ausschnitt aus der »Charte von Württemberg« von J. G. F. Bohnenberger



SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1963

14. Jahrgang

Drittes Heft — Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 2.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Ausschnitt aus der „Charte von Württemberg“
von J. G. F. Bohnenberger*

INHALT

Denkwürdige Begegnung <i>Erzählung von Karl Götz</i>	73
Die Martinskirche in Sindelfingen <i>Von Hans Weigert</i>	75
Neuer Baugeist in alter Stadt <i>Von Walter Kittel</i>	83
Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Sindelfingen <i>Von H. G. Kusch</i>	87
Der Aufstieg Sindelfingens zur Industriestadt <i>Von Hermann Weisert</i>	92
Sommerabend <i>Gedicht von Paul Häcker</i>	99
Sindelfingen – ein alter, neuer Weiler <i>Von Arno Ruoff</i>	100
Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim als heimatgeschichtliche Quelle IV <i>Von P. Paulus Weißenberger OSB</i> ..	105
Freiligrath und das Schwabenland <i>Von Wilhelm Schoof</i>	111
Jakob Frischlin – Schulmeister in Reut- lingen und Hofdichter der Hohen- zollern <i>Von Hermann Mail</i>	114
Geschichte und Untergang des Dollishofes <i>Von A. Häffner</i>	116
Ein Sindelfinger Achtundvierziger	117
Der Amtmann von Sindelfingen	117
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	118

Denkwürdige Begegnung

Von Karl Götz

Wenn man viel auf der Welt unterwegs ist und mit vielen Leuten zusammenkommt, erlebt man Dinge, die sich nachher beim Erzählen anhören wie erfundene Geschichten. Wer viel erlebt hat, wird mir wohl zustimmen, wenn ich meine, daß Geschichten, die das Leben selber schreibt, so denkwürdig und so spannend sind, daß man ihnen nichts mehr hinzuzudichten braucht.

Die Geschichte, die ich erzählen will, beginnt in Siebenbürgen – jenem Land im Winkel der Karpaten, das vor dem ersten Krieg zu Ungarn gehört hat und das danach zum größeren Teil an Rumänien gekommen ist. Es ist 800 Jahre her, daß Deutsche, von dem Ungarkaiser gerufen, dorthin gezogen sind, von Rhein und Mosel her, mitten in fremde Völkerschaften hinein, *Ad retinendam coronam* – zum Schutze der Krone, wie es geheißen hat. Sie haben dort ihre Kirchen gebaut wie Burgen, mit Wällen und starken Mauern, damit sie – die man Schutz und Bollwerk des Abendlands nannte – eine feste Zuflucht hätten, wenn die Türken, Tataren, walachische Woiwoden oder die Kaiserlichen kamen, ihre Felder zerstampften und ihre Dörfer verbrannten.

Die Siebenbürger Sachsen sind von einem Staat an den andern gekommen. Aber zu jeder Zeit haben sie ihre Felder und ihre Weinberge bebaut und ihr Gewerbe betrieben. Ihre Kaufleute sind nach Osten und nach Norden gezogen und haben aus den deutschen Handelsstädten, wohin sie mit den Gaben des Morgenlands gekommen waren, die gelehrten Schriften der Deutschen mitgebracht. Ihre Söhne sind an die

hohen Schulen in Deutschland gegangen. Sie haben erhalten, was ihre Vorfahren einstens aus einem Reich voll Bürgerstolz und Gemeinschaftssinn mitgebracht hatten: Wesen, Sprache, Hausrat und die Art ihrer Kleidung.

Eines der schönsten und größten Dörfer in Siebenbürgen heißt Heltau. Es zählte, als ich dort zu Gast war, an die 3000 Seelen. In diesem Dorfe, wie in den meisten Dörfern in Siebenbürgen, lebten die Menschen miteinander nach einer alten, festen Ordnung, gebunden, aber auch gehalten und geborgen. Der Pfarrer hieß dort wie anderswo in Siebenbürgen der Herr Vater, die Pfarrfrau die Frau Mutter. Der Bürgermeister war „Unser Herr, der Han“. Die Schulentlassenen waren zusammengeschlossen in Schwester- und Bruderschaften, die Verheirateten in Nachbarschaften.

Im Kampf um dieses Dorf waren im ersten Krieg viele deutsche Soldaten gefallen. Die Leute des Dorfes trauerten um sie und betteten sie alle am Berge in einen Ehrengarten, unter Immergrün, unter Rosenbüsche und unter Walnußbäume. Auf jedes Grab kam die gleiche schlichte weiße Tafel. Und damit jedes Grab seine gute Pflege habe, zogen die älteren Mädchen der Schule an jedem Samstag hinauf, und jede hatte ihr Grab, das sie bepflanzt und begoß, an dem sie die gefallenen Blätter von der Tafel wischte, damit der Name ihres Gefallenen sichtbar sei.

Aus Heltau wären viele Bilder in mir lebendig geblieben, auch wenn ich sie nicht photographiert hätte: Gassen und Häuser, Höfe und Stuben, die Kirchen-

burg und das Haus der Wollwebergenossenschaft, vor allem aber die Bilder von Kirchgang und Gottesdienst. Wenn man sie am Sonntagmorgen zur Kirche schreiten sah, gemessen und voller Würde, die Männer in hohen Stiefeln, in weiten, weißen Schafpelzen, die Lederseite voll bunter Stickerei nach außen, die Frauen und Mädchen mit vielfach gefälten Mänteln, farbleuchtenden Schürzen und in weißen Halskrausen, mit hohem, strengem, samtenem Kopfputz, von dem über die Zöpfe und über ein blendendweißes Hemd lange seidene Bänder fielen, dann glaubte man, einen Zug aus ferner Zeit zu sehen, aus Kaiserherrlichkeit und Bürgerstolz. Ich sehe heute noch, wie sich die dämmerige Kirche langsam füllte. Die kleinsten Mädchen, in langen Röcken und Kopftüchern, stellten sich um den Altar, vor dem die kleinen Buben in ihren hochgeknöpften Jacken saßen. Dann kamen die Schulmädchen mit ihren Käppchen und den langen Zöpfen, und die größeren Buben. Es kamen die Männer und dann die Frauen, – diese einen zierlichen Strauß, den Buschen, und das Gesangbuch vor sich haltend. Fast geräuschlos verteilten sich alle im Gestühl, dem Familienstande nach, seitwärts in die Bänke und auf die Empore. Die Unverheirateten standen vor den letzten Plätzen am Mittelgang, bis der Pfarrer die Kanzel bestiegen hatte. Die Orgel brauste, die Glocken verhallten. Sie sangen die alten sächsischen Bauernchoräle mit allen Versen. Vor der Predigt witschten die ganz Kleinen leise wieder hinaus.

Ein Bild aber ist mir besonders in der Erinnerung geblieben: Wie Christina Sigerus, das junge Töchterlein eines Mannes, den ich bei einem Nachbarschaftsabend kennengelernt hatte, sich auf dem Friedhof über das Grab beugte, das ihr zu pflegen aufgetragen war, und auf dessen kleiner Grabplatte man den Namen Friedrich Strauß lesen konnte.

Hermann Sigerus, der Vater Christinas, ging einige Jahre nach meinem Besuch nach Amerika, wie viele aus den Dörfern und Städten Siebenbürgens, denn sein Einkommen war gering für die vielen Mäuler. Er ging allein und er ließ die Seinen in dem kleinen Häuschen zurück. Er nahm den weiten Weg und das Heimweh auf sich. Er wollte in seinem Geschäft, nach

dem, wie ihm Freunde geschrieben hatten, in Amerika gute Nachfrage sein sollte, mit Fleiß arbeiten und, sobald dies ging, wieder heimkommen.

Er mußte dann aber in Amerika bald von der Stadt Cleveland, wo die Siebenbürger Sachsen ihren Mittelpunkt haben und wo auch ihr „Siebenbürger Bote“ aus Amerika erscheint, nach Columbus in Ohio ziehen, des Geschäftes wegen. In dieser Stadt war er aber ganz fremd und ich traf ihn dort, als ich auf einer Reise auch in Columbus haltmachte, als er sich sehr verlassen fühlte. Es verlangte ihn sehr nach Menschen, die seine Sprache verstanden, und so nahm ich ihn an einem Abend in einen deutschen Gesangsverein mit. Ich muß hier bemerken, daß er den Männern dieses Vereins bald einer der Liebsten wurde. An jenem ersten Abend aber kam er, indes ich mich zu meinen Landsleuten, den Schwaben, gesellte, neben den Unrechten zu sitzen. Der fragte ihn, wo er denn herkomme. Aus Rumänien? Ei gar? Ein Rumäne also. In diesem Land liege, wie seine Geschwister ihm geschrieben hätten, sein jüngster Bruder begraben, der dort im Krieg gefallen sei. Aber – wenn er doch aus diesem Land komme, das mit den Deutschen im Krieg gewesen sei, was er dann bei ihnen im Deutschen Verein suche? Diese Frage traf den Mann aus Siebenbürgen sehr hart, und so sagte er nicht, was er ja eigentlich hätte sagen sollen, daß es in diesem Lande auch Deutsche gebe, die Siebenbürger Sachsen zum Beispiel. Nach einer Weile fragte er den Mann aber doch, ob er nicht wisse, wo sein Bruder in Rumänien begraben liege. Doch, sagte der, an einem Ort, der Heltau oder Holtau heiße. Darauf fragte der Mann aus Siebenbürgen noch, wie denn seines Bruders Name sei. Als der andere den Namen nannte, Friedrich Strauß, da sah er ihn lange und mit großen Augen an. Dann zog er ein Bild aus seiner Briefftasche, das ich seinerzeit aufgenommen und das ich ihm mitgebracht hatte. Auf diesem Bild war ein grüner Grabhügel zu sehen, über den sich ein zartes Mädchen beugte, daß ihr die Zöpfe über die Schultern fielen.

„Dies ist“, sagte der Mann aus Heltau, „Ihres Bruders Grab, und dieses Mädchen, das dieses Grab pflegt seit Jahr und Tag, das ist mein Kind.“

Die Martinskirche in Sindelfingen

Von Hans Weigert

Das Stift

Das Patrocinium weist auf ein hohes Alter der Kirche. Der heilige Martin, der vor dem Stadttor von Amiens im Winter dem Bettler seinen halben Mantel schenkte, ist der Schutzpatron der Franken, mit denen seine Verehrung ins Alemannenland kam. Von den 167 württembergischen Martinskirchen sind die meisten „Urkirchen“ aus der Frühzeit der Christianisierung. Auch der Grund, auf dem die heutige Martinskirche steht, von Natur waldfrei, ist alter Kulturboden, reich schon an Rössener- und Schnurkeramik der jüngeren Steinzeit und an römischen Altertümern, die von Gutshöfen der Veteranen stammen. In alemannischer Zeit dürfte er Dingstätte und Herrschaftssitz eines vornehmen Herrn gewesen sein. Bei der um 570 begonnenen Bekehrung wird hier eine wohl hölzerne Martinskirche errichtet worden sein. Später war ihr das „Castrum“, ein festes Haus der Grafen von Calw und Hauptsitz ihres Geschlechts, benachbart. Im Jahre 1059 brach Adalbert II. Graf von Calw Azimbart (Azo im Bart), der Wohltäter Hirsaus, es ab und errichtete dafür nach den „Annales“ ein Benediktinerkloster für Mönche und Nonnen. Schon wenig später, wohl 1066, wurde dieses Kloster nach Hirsau verlegt und dafür ein weltliches Chorherrenstift gegründet, das unter einem Probst zehn Weltgeistliche aufnahm. Diese hielten den Pfarrgottesdienst und kanonische Tagzeiten ab, legten aber kein Mönchsgelübde ab, bewohnten Chorherrenkurien und besaßen Pfründen, je einen Hof mit Landwirtschaft. Zehn Kapläne assistierten ihnen. 1476 wurde das Stift zum größten Teil nach Tübingen verlegt, um den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Grund für die Landesuniversität zu bilden, die über das Vermögen des Sindelfinger Stifts verfügte. Sindelfinger Chorherren wurden deren erste Professoren, Probst Johannes Degen Kanzler, der Chorherr Vergenhans Rektor. 1477 entstand ein reguliertes Augustiner-Chorherrenstift. 1535 wurde es durch die Reformation aufgehoben. An diese Ereignisse erinnert ein Votivrelief in der Südwand des Chores, das den Grafen Eberhard im Bart mit seiner Mutter Mechthildis vor dem Gekreuzigten zeigt.

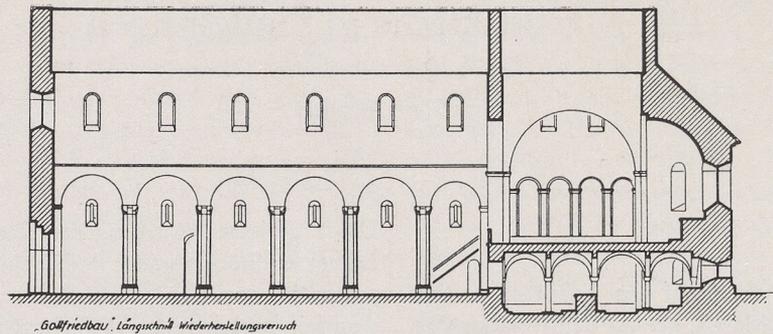
Das Stift bildet einen eigenen Bereich, von dessen Mauer ein Stück nördlich der Kirche um den Klostergarten bis zur Gegenwart erhalten blieb. Zwischen dem Stift und der alten „Villa“ entstand der Ort Sindelfingen. 1263 wurde nordwestlich des Dorfes die Stadt gegründet und mit einer Mauer umgürtet.

Die Baugeschichte

Für die neue Kirche des Klosters wurden die Steine des abgebrochenen „Castrum“ verwendet. Der Legende nach ist Graf Azimbart von einer Traumercheinung des hl. Martin zum Bau der Kirche veranlaßt worden. Die „Annales et Notae Sindelfingenses“, die der Kanoniker Heinrich von Mößkirch 1261 begann und die nach dessen Übersiedlung nach Konstanz Kellermeister Konrad von Wurmlingen fortsetzte und die verloren, aber in fünf Abschriften erhalten sind, nennen als Weihejahr der Kirche 1083. Hauptkonsekrant war statt des zuständigen Konstanzer Bischofs der Erzbischof von Salzburg. Das Jahr des Baubeginns ist unbekannt. Ferner ist die Weihe der Krypta durch den Bischof von Konstanz überliefert. Die Abschriften nennen dafür die Jahre 1090, 1100 und 1107. Das letzte Datum ist bestimmt ein Irrtum, durch Zuziehung des 7. Kal(endes) entstanden. Das erste ist in die Monumenta Germaniae Scriptorum 17. Band, S. 299, eingegangen, dürfte aber auch falsch sein, weil die übrigen vier Abschriften 1100 angeben (Hinweis von Stadtarchivar Dr. Weisert in Sindelfingen).

Die Baugeschichte der Martinskirche ist problematischer, als der einfache Bau vermuten läßt und hat verschiedene Deutungen erfahren¹, denen ohne Polemik die heute als am wahrscheinlichsten geltende gegenübergestellt sei.

Zunächst fällt auf, daß die ganze Kirche 1083, die Krypta aber erst 1100 geweiht ist. Man sollte doch meinen, daß die Krypta als der von den Fundamenten umschlossene Teil der älteste sei. Zudem pflegte das Mittelalter von Osten nach Westen zu bauen. Das Rätsel löst sich dadurch, daß die Krypta offenbar aus dem fertigen Bau ausgebrochen worden ist. Ein Manuskript, das auf Grund der Restauration geschrieben ist, die Ernst Robert Fiechter-Zollikofer



Martinskirche in Sindelfingen. Längsschnitt. Nach Alt-Sindelfingen, 1951, S. 48

(gest. 1948) 1932/3 vornahm², enthält über die Westwand der Krypta den Satz: „bündig mit der Vorderseite sitzen auf dem Sockel flache Wandpfeiler . . . Sie sind in die Mauer eingeschoben, stehen also nicht mit ihr in Verband.“ Ferner heißt es: „Unter dem modernen Fußboden des Chores wurde in der Südhälfte ein halbrunder Dienst freigelegt, der wie die Wandpfeiler der Krypta in die Wand eingestemmt ist, zum ursprünglichen Bestand gehört er nicht“ und „an den Pfeilern N.S. 1 wurden deutliche Spuren des eingeschnittenen Kryptagewölbes festgestellt.“ Mit diesem Befund ist erwiesen, daß die Krypta 1100 in die fertige Kirche eingebaut wurde. Ein Grund für diese auffallende Baufolge könnte sein, daß die Grafen von Calw sich eine Grablege schaffen wollten, wie die salischen Kaiser sie vor der Krypta des Speyerer Domes besaßen. Benutzt haben sie sie freilich nicht, sondern sind in Hirsau bestattet, das durch seinen Abt Wilhelm und dessen Klosterreform wichtiger wurde als die Sindelfinger Kirche. Im Zusammenhang mit dem Ausbruch zweier Fenster für die Krypta aus der Mauer der Hauptapsis könnte deren Gliederung verändert worden sein. Es ist schon Dehio 1910 aufgefallen, daß die hohen Blendbögen an den drei Apsiden für das Datum 1083 zu entwickelt erscheinen. Sie unterscheiden sich auch von den Formen der Schiffe. Deren Pfeiler haben steile attische Basen, deren beide, von einer Hohlkehle getrennte Wülste den gleichen Durchmesser haben. Die Bogen vom Chor aber sitzen auf Basen, deren unterer Wulst erheblich breiter, durch die getragene Last gewissermaßen auseinandergequetscht ist. Zudem haben sie Eckzehen, die sich erst um 1100 durchsetzten und im Schiff noch nicht vorkommen. Und schließlich stehen die Blendbögen nur an weni-

gen Stellen im Verband mit der Apsidenmauer. Wenig früher als S. Martin haben S. Abbondo in Como (1063–96) und der Dom zu Speyer (um 1090) eine ähnliche Apsidengliederung erhalten, die nur die Vertikale kennt, nicht die klassische Auswägung der Richtungen durch Mitsprechen horizontaler Gesimse und Kassettenfriese, wie sie in Köln 1200 Gross St. Martin und St. Aposteln zeigen.

Im Jahre 1270 begann der Stiftsherr Konrad von Würmlingen mit dem Bau seiner neuen Sakristei vor dem Ostende des Nordschiffes, die dem Turm auf der Südseite antwortet. 1482 fand eine umfassende Wiederherstellung an Mauern und Dächern statt.

1535 war die Reformation eingeführt worden. Aber erst 1576/77 wurde die Meß- in eine Predigtkirche umgewandelt. Der Plan für den Umbau versprach, es werde „ain feine lustige weite helle Kürch geben und dem stättlein ain sondern wolstand und zier sein“. Albrecht Treusch, der Erbauer der Renaissance-Schlösser in Göppingen und Stuttgart wurde als Gutachter herangezogen (Einlage des Böblinger Boten vom 9. Sept. 1961). Historischen Sinn und Respekt vor dem Alten hatte man damals nicht. Die Fenster der Seitenschiffe und des Chores wurden vergrößert. Die Krypta, in der „sich allerlay unziffer von gewürmen sehen lasst“ wurde zugeschüttet. Die Sockel der beiden östlichen Pfeilerpaare sind dabei verändert worden. Sie haben einen von den übrigen Pfeilern abweichenden Querschnitt. Säulen der Krypta wurden für die Kanzel verwandt. Emporen wurden 1589 und 1603 an der Westwand und in den beiden Seitenschiffen angelegt, die die Einheit des Raumes stören.

Die Chronik des Pfarrers Schönhuth von 1864 berichtet, 1603 habe ein Ulmer Meister Vetter – nach

einer anderen Quelle Dietrich Gretter – eine Wandmalerei mit dem Jüngsten Gericht geschaffen. Sie war im Chor und ist völlig verschwunden.

1650–62 wurden umfangreiche Erneuerungen durchgeführt. Der Kanzeldeckel wird erneuert, ein Kruzifix aufgestellt, die Orgel ersetzt.

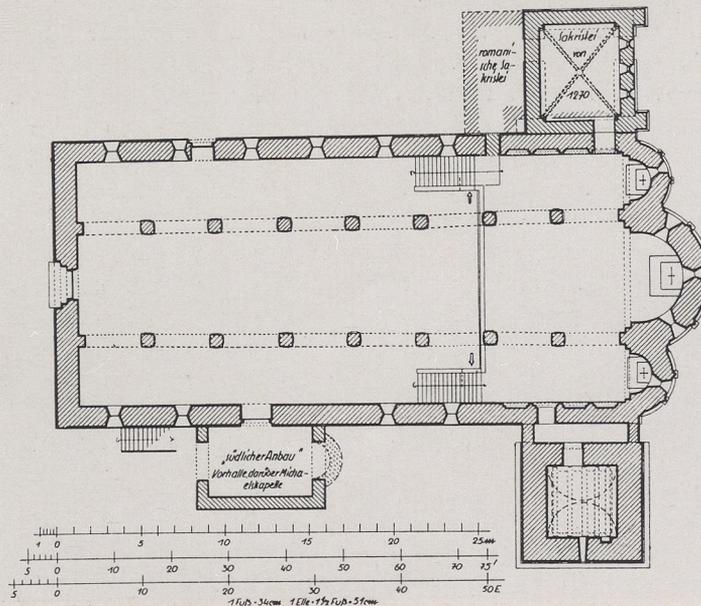
1862 hat der Oberbaurat Fr. Leins die Kirche tiefgreifend restauriert. Er ging im Sinne seiner Zeit von einer Idealvorstellung des romanischen Stiles aus und opferte ihm manches vom gewachsenen Bestand. Von den Fenstern blieben nur die des Obergadens erhalten, alle anderen wurden vergrößert oder verändert. Die Emporen wurden erneuert und ahmten romanische Steinarchitektur nach. Kanzel, Taufstein und Altar wurden erneuert. Pfeiler und Arkaden erhielten Teppichornamente auf dem Putz. Ein zweigeschossiger Vorbau an der Südseite, der oben wohl den Michaelsaltar enthielt, ist beseitigt worden. Am Turm wurden die beiden Geschosse mit den Schallarkaden völlig erneuert, ebenso das stumpfe Pyramidendach, auf das die Gotik ein steiles Zeldach gesetzt hatte.

1932/33 ist die Kirche abermals restauriert worden von Ernst Theodor Fiechter-Zollikofer, der manche Sünden der vorigen Wiederherstellung beseitigte. Heizungsgräben wurden durch den Boden geführt, dessen systematische Untersuchung aber unterlassen. Die Emporen erhielten eine schlichte, unaufdring-

liche Gestalt. Die Wände wurden von Bemalungen und Putz befreit. Ihre Wirkung beruht jetzt nur auf dem Charakter der Steine, die die romanische Zeit so geliebt hat, und ist besonders dem Wechsel ihrer Töne von Weiß und Grau zu Hellrot anvertraut. Auf die Decke wurden nach einem Entwurf von Fiechter die Evangelistensymbole gemalt. Die drei Chorfenster erhielten eine starkfarbige, figürliche unruhige Verglasung von Saile aus Stuttgart. Die Schiffsfenster wurden mit Scheiben von wechselnder, gedämpfter Tönung geschlossen und wirken wenigstens neutral.

Die Gestalt

S. Martin wirkt als Fremdling zwischen den romanischen Bauten Schwabens. Das kommt daher, daß die drei Schiffe nach Osten ziehen, ohne in einem Querschiff eine Gegenbewegung zu finden. Eine Apsis und beiderseits je eine Apside schließen sie im Osten. Am auffälligsten ist, daß der Turm nicht, wie sonst meist in Nordeuropa, dem Baukörper einverleibt ist, sondern wie ein italienischer Campanile frei neben dem Ostende des Südschiffs stand. Die Mauern, die ihn mit diesem verbinden, sind jüngere Zutat. Vor 1862 führte ein Eingang erst in das zweite Geschöß des Turmes. Vielleicht hat der Turm die Schatzkammer enthalten. Er ist in den unteren drei



Martinskirche in Sindelfingen. Grundriß. Nach Alt-Sindelfingen, S. 53



Martinskirche in Sindelfingen. Innenansicht

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Martinskirche in Sindelfingen. Südseite mit Turm

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



Martinskirche in Sindelfingen. Chor

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Vierteln völlig ungegliedert. Erst das oberste unterteilt und öffnet sich mit Klangarkaden.

Drei Schiffe ohne Querschiff und den abgerückten selbständigen Turm zeigen italienische Bauten vom Dom in Parenzo (Istrien, 535–43) bis zu dem von Modena (1099 begonnen). Diese Gestalt ist auch mehrfach auf Bayern übergegangen. S. Emmeram in Regensburg hat einen verwandten Turm und drei mit je einer Apsis geschlossene Schiffe, allerdings ein Querschiff im Westen. Vielleicht ist hier ein Vorbild zu sehen, denn Abt Wilhelm von Hirsau, der Vertraute des Grafen Azimbert, stammte aus S. Emmeram. Wenn Abt Wilhelm ein Mittler war, so jedenfalls vor der Zeit, da er die *Consuetudines*, die Gewohnheiten Clunys übernahm, was 1078 geschah. Die darauf beruhende Hirsauer Schule hat durchaus andere Baukörper.

Aus dem Urbau sind die Eichenbalken des Dachstuhles und die Eisenbeschläge, die heute am Westportal sitzen, mit einem Löwenkopf erhalten, der einen Klopfring im Maule hat. Die Beschläge sind noch nicht ins Vegetabile aufgelöst. Die starken Mauern bestehen aus Bruchstein zwischen Außen- und Innenquadern. Die vollendete Quadertechnik, die am Speyerer Dom die um 1100 gebauten Teile zeigen, ist noch nicht erreicht.

Die einstige Krypta hob den Chorboden um 2,77 m über den des Langhauses. Sie ähnelt der zu Unterregenbach (um 950). Die Treppen zu ihr lagen in den Seitenschiffen, vielleicht aber auch im Mittelschiff, so daß eine breite Öffnung dieses beschloß, wie in S. Miniato bei Florenz oder im Speyerer Dom. Die Krypta war eine mehr breite als tiefe Hallenkrypta, die drei Joche von Ost nach West hatte, unter der



Turm der Martinskirche

Aufnahme H. B. Jäschke

Hauptapsis noch anderthalb mehr, fünf von Nord nach Süd, insgesamt also 15. Ein Altar in der „Kruft“ hatte Johannes d. T. zum Patron, die Krypta wird also außer als Grab- auch als Taufstätte gedient haben.

In der Oberkirche hatte der Hauptaltar als Patrone den hl. Martin und die Gottesmutter, andere Altäre hatten als Titel die hl. Dreifaltigkeit, das hl. Kreuz, Maria und alle Heiligen.

Auf der Bor-Kirche, also wohl auf einer Empore, wird ein Altar des hl. Michael erwähnt. Da dieser Erzengel der Führer im Kampf gegen die von Westen andringenden Dämonen ist, stand er vielleicht auf einer Westempore. Später, wohl seit 1482, hatte er seinen Platz im Obergeschoß des Vorbaues auf der Südseite.

Die Martinskirche ist in deutschen Fuß (34 cm) vermessen. Sie folgt in ihren Abmessungen nach Länge, Breite und Höhe dem Verhältnis 1 : 2. Sie hat ohne die Apsiden eine Länge von 39,70 m. Diese beträgt das Doppelte der Breite. Der Grundriß ist, obwohl noch nicht durch Gewölbe Joche gebildet sind, aus dem Quadrat entwickelt. Es ist dreimal im Mittelschiff erhalten. Dieses ist 6,30 m breit und 12,60 m, also das Doppelte, hoch. Dieses Verhältnis der Breite zur Höhe gleich 1 : 2 ist neu. In den altchristlichen Basiliken beträgt es 1 : 1,2, und noch in S. Emmeram zu Regensburg ist es 1 : 1,3. Im Laufe des Mittelalters stieg die Höhe immer mehr. Alpirsbach, gegr. 1095, ist noch steiler, 1 : 2,16. In der Gotik wurde das Verhältnis 1 : 3 erreicht. Sindelfingen bedeutet also ein wichtiges Zwischenglied in den Proportionen. Die Stützen sind Pfeiler, nicht wie noch in S. Aurelius in Hirsau, Säulen. Die Arkaden sind auffallend breit und luftig. Die Seitenschiffe ziehen dadurch Blick und Schritt an.

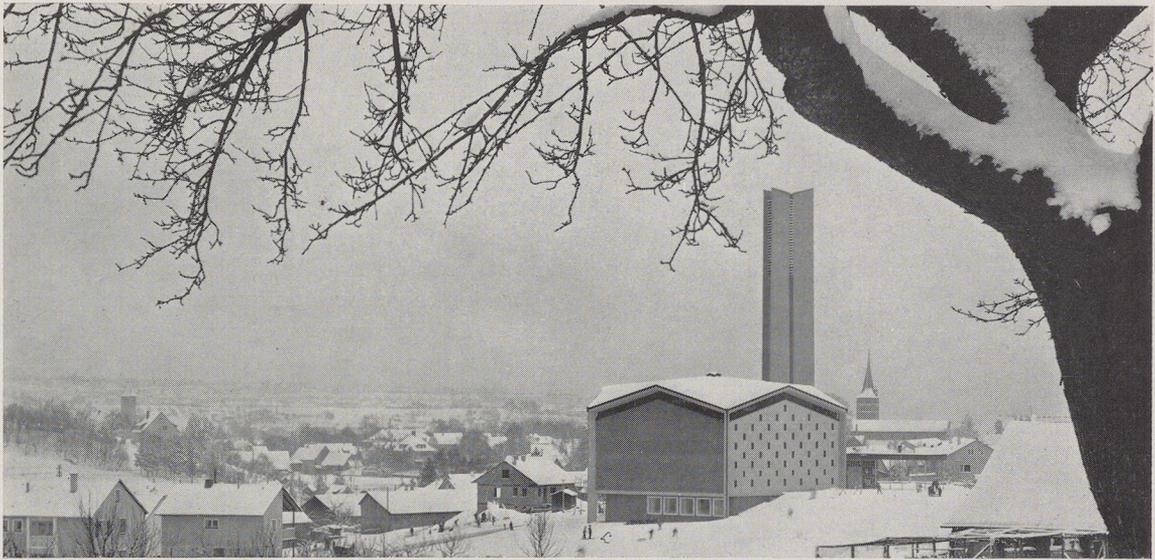
Die Martinskirche ist ein typischer Bau des frühen romanischen Stiles. Sie ist mit einer flachen Holzdecke gedeckt. Ihre Mauern stehen noch in „schwerem Schweigen“ (Rodin), in machtvoller Monumentalität, sind nur an wenigen Stellen durch kleinteilige Formen beredt gemacht. Der Obergaden ist völlig ungegliedert, ist weder, wie in der späten Romantik, durch Empore oder Triforium belebt, noch durch senkrechte Dienste aktiviert. Die Außenmauern tragen über den Seitenschiffen und dem Hauptschiff einen Rundbogenfries, aber keine Lisenen. Nur die Apsiden sind durch die – wohl nachträglich, um 1100 mit der Krypta, zugefügten – Blendbogen verlebendigt. Die Pfeiler sind an den Kanten in Säulen aufgelöst, die Würfelkapitelle mit gerahmten Schilden tragen. Dieses noch völlig anorganische, blockhaft steinerne

und stumme Kapitell enthält als Entelechie, als erst in der Spätromanik verwirklichte Möglichkeit, das Palmettenstrauß- und das Rankenkapitell, so wie die Hochwand als Entelechie die Auflösung in Empore, Triforium und Dienst trägt. Die Martinskirche hat Mauern, Pfeiler und Kapitelle, die noch wie der ganze Bau ganz fest und ungelockert, vollkommen still ruhen. Diese strenge Formbindung macht uns Heutigen, die wir wieder in einer Epoche der Formbindung stehen, der monumental ruhenden Gestalt, die Martinskirche so nahe verwandt und so teuer.

Dadurch, daß sie noch keine Dienste und Rippen hat, die in der Spätromanik den Bau „vergiften“, ein gotisches Element in sie hineinragen, sondern daß sie unter einer Flachdecke nur waagrecht zum Altar strömende Blickbahnen hat, die Reihe der Pfeiler und Fenster, ist sie ausgesprochen katholisch. Alle Horizontalbahnen führen vom Gläubigen zum Priester am Altar als dem Mittler des Heils. Noch fehlen alle die Senkrechten, die in der Gotik eine unmittelbare, nicht auf den Priester zielende Verbindung zwischen dem Gläubigen und seinem Gott schaffen, die Ausdruck der Mystik sind und die protestantische Reformation vorbereiten, die des Priesters entraten kann.

Als rein erhaltener Bau der frühen Romantik ist uns St. Martin besonders wertvoll. Diese Kirche ist nach S. Aurelius in Hirsau, das teilweise zerstört ist, der älteste und der am besten erhaltene Bau des romanischen Stiles in Schwaben.

¹ Gradmann, Blätter für württ. Kirchengeschichte NF 23, 1919; – Erich Schmidt, Die Stiftskirche St. Martin (Alt-Sindelfingen, 1951, S. 36 ff.; – E. Gradmann, H. Christ und H. Kläiber, Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, 1955, S. 65 f. – ² Ernst Robert Fiechter, Die Stiftskirche S. Martin zu Sindelfingen, aus dem Nachlaß bearbeitet, vollendet und herausgegeben von Erich Schmidt im Ratsarchiv zu Sindelfingen.



Sindelfingen von Norden, im Vordergrund Christuskirche

Aufnahme G. Planck

Neuer Baugeist in alter Stadt

Fünf Beispiele aus Sindelfingen

Von Walter Kittel

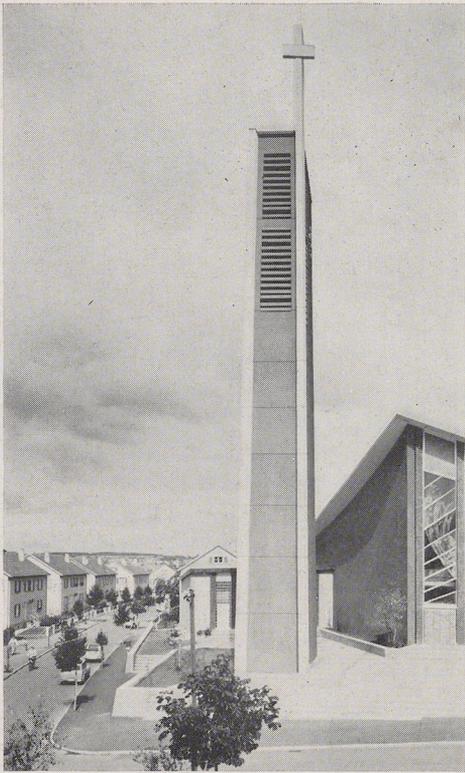
Wenn eine Stadt ihre 700-Jahr-Feier begeht, wird man zunächst in erster Linie nach den Zeugen dieser langen städtischen Vergangenheit Umschau halten. Bei Sindelfingen, dessen Einwohnerzahl allein in den letzten 100 Jahren auf das 7fache angewachsen ist, verlohnt es sich auch, den Neubauten der letzten Zeit eingehende Beachtung zu schenken, sind doch gerade unter den öffentlichen Bauten eine ganze Anzahl, die im besten Sinn modern genannt werden können – aus dem Geist neuer Aufgaben und im Suchen nach neuen Lösungen entstanden und gestaltet ohne gesuchte Effekthascherei.

Wir müssen es allerdings bei einigen wenigen Proben bewenden lassen, die nur ausschnitthaft die Art beleuchten, wie man in dieser Stadt des raschen Wachstums der Gegenwart und ihren Aufgaben sich stellt und sie bewältigt. Wichtige Sparten des Bauwesens, so der Wohnungsbau und der Schulbau, bleiben unberücksichtigt, obwohl auch darin Vorbildliches geleistet ist. Anderes ist erst im Entstehen und kann deshalb noch nicht erwähnt werden.

Die Bilder, welche von der Stadt Sindelfingen und von den Architekten bereitwillig zur Verfügung ge-

stellt wurden, sprechen im wesentlichen für sich selbst. Die Hinweise über Gestaltungsabsicht und Sinn der gewählten Bauformen gehen zumeist auf Äußerungen der Entwurfsverfasser zurück. Selbstverständlich sind auch diese nur Andeutungen, denn die Werke der Baukunst erschließen sich dem erlebenden Gefühl ganz nur im Umschreiten und Durchwandern. Darin gleichen sie den Werken der Plastik, daß sie sich selbst im besten Flächenbild nicht erschöpfend darstellen lassen. Wie diese sind sie in der 3. Dimension beheimatet; dienen sie ja jeweils dem doppelten Sinn, Räume zu schaffen und Massen zu gestalten.

Während die erste katholische Kirche der Nachkriegszeit, die 1951/52 erbaute Dreifaltigkeitskirche, von weiten Grünanlagen umgeben ist, mußte der Architekt die zweite katholische Kirche der sprunghaft anwachsenden Industriegemeinde – sie ist sinnvoll „St. Joseph der Arbeiter“ genannt – auf sehr kleinem Bauplatz inmitten bereits fertiger Wohn- und Geschäftshäuser planen. Trotzdem wagte man sich an einen Bau, der sich bewußt ganz von der Tra-



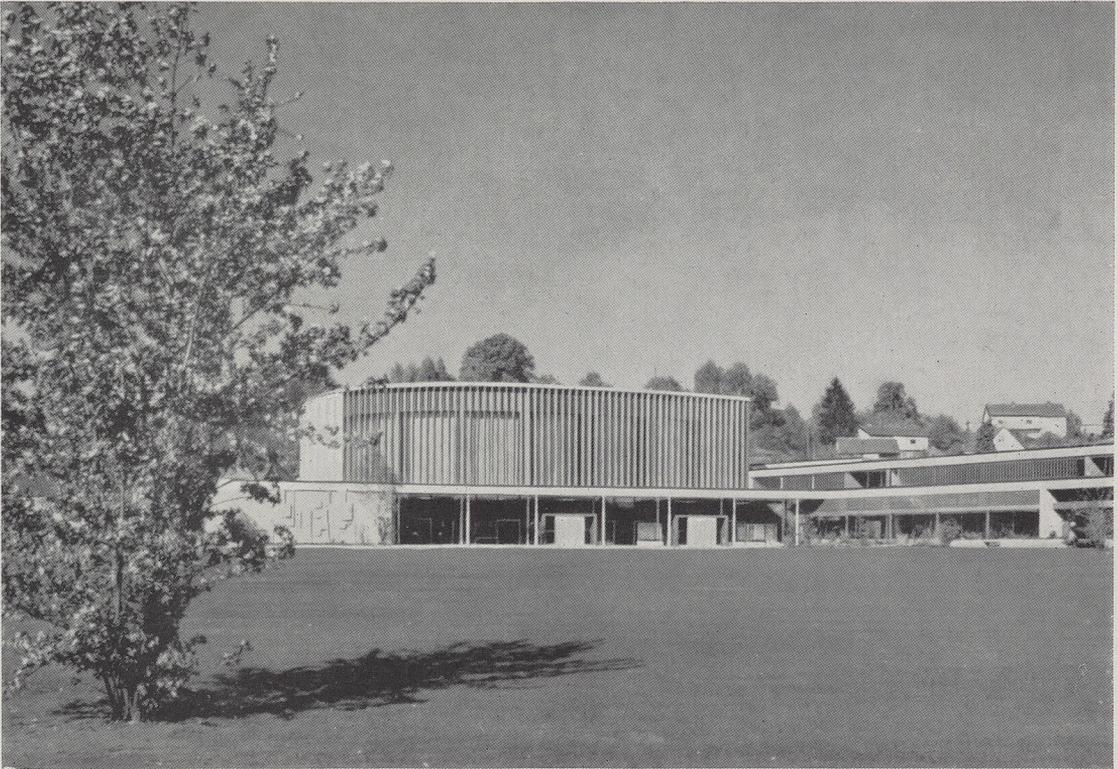
Kirche „St. Joseph der Arbeiter“ in Sindelfingen
Architekt Paul Nagler, Sindelfingen. 1958–1960
Aufnahme W. Breuling

dition löst, und mit seinem flachen Dach kaum die umgebende Bebauung überragt. Allerdings, ein 41 m hoher Turm ist als architektonischer Akzent in die Blickrichtung der Hauptzugangsstraße des Wohngebietes Schleicher von der Stadtmitte her gestellt. Er zeigt damit deutlich, wo der Eingang des Gemeindezentrums ist, das auch noch Gemeindefestsaal, Jugendräume und Pfarrhaus umfaßt. Seine knappe Betonform hält das Zeichen des Kreuzes hoch über die profane Umgebung hinauf und weist damit eindringlich auf den Ort hin, wo „Gott bei uns Wohnung nahm“. Ein „Symbol des Christentums in einer von der Arbeit geprägten Stadt“.

Es war ein Glücksfall, daß Sindelfingen, als seine alte Festhalle allmählich nicht mehr den Anforderungen genügte, in einem Grünzug dicht am alten Stadtmitelpunkt für die nicht einfache Planungsaufgabe des neuen kulturellen Zentrums einen Bauplatz von hervorragender Lage zur Verfügung stellen konnte. „Die Einbettung des Baukörpers war mit der Kern der Aufgabe“, schreiben die Architekten. „Konzentration einerseits, um möglichst wenig Grünfläche zu überbauen“ war zu verbinden mit der Forderung, das große Programm in einer „möglichst feingliedrigen Baumasse . . . auf die umgebende sehr niedrige Wohnbebauung maßstäblich abzustimmen“. Außerdem wollte man „den Freiraum mit den vielfältigen Innenräumen wie Foyer, Gaststätte usw. aufs engste verbinden, um so eine möglichst große Weiträumigkeit zu erhalten und die Pflanzenwelt mit einzubeziehen in den inneren Bereich der Stadthalle“.

Diese Absichten wurden dadurch verwirklicht, daß der hohe Körper des großen Saales, mit hellfarbigen senkrechten Blenden verkleidet, ringsum nur mit ganz flachen eingeschossigen Bauten umgeben wurde, die sich gegen Süden in weitem Schwung zur Grünfläche öffnen. Hierdurch ist der Fußgängerbezirk, welcher der Allgemeinheit zur Verfügung steht, klar von der im Norden angeordneten Zufahrt geschieden. Dort ist der lange Baukörper teilweise zweigeschossig. Auch liegt hier ein Parkplatz, der mit Bäumen bepflanzt ist, so daß auch er den Grünzusammenhang nicht wesentlich unterbricht. Wenn man weiß, daß der Grünzug nach kurzer Einengung an der Stuttgarter Straße sich am alten Friedhof vorbei zum Goldbach wieder öffnet, so kann man dieser Lösung seine Zustimmung nicht versagen, da sie mit neuen Formen an wichtiger Stelle eine Kulturstätte von beträchtlichem Ausmaß geschaffen hat, ohne dem Zusammenhang der Grünflächen und der Struktur der weich modellierten Landschaft Gewalt anzutun. Die neue Stadthalle ist, nicht zuletzt dank dieser Eigenschaften, schon jetzt aus dem kulturellen Leben Sindelfingens und aus dem Bild seiner Stadtmitte nicht mehr wegzudenken.

In der Aussegnungshalle des neuen Friedhofes schufen die Architekten bewußt einen Raum, in dem „Trauergottesdienste aller Bekenntnisse stattfinden können. Das bedeutet einen Raum, der im strengen Sinn nicht eigentlich Kirche sein darf, der deshalb all der kirchlich-konfessionellen Symbole entbehrt.“ Trotzdem soll er „feierlich sein und die Menschen in ernster Stunde sammeln und in sich kehren“. Diese doppelte, scheinbar widersprüchliche Aufgabe wurde mit ganz einfachen Mitteln gelöst: sichtbare Stahlbetonbinder, hell getönt; die Deckenfelder aus akustischen Gründen holzverschalt; die glatt verputzten Wandfelder etwas dunkler abgesetzt. Aber der Raum geht über das für profane Zwecke notwendige Höhenmaß hinaus und die Binder sind unsymmetrisch, so daß die Zone, in der man geht oder steht, höher ist, während die Sitzreihen in den tieferen Teil



Stadthalle in Sindelfingen. Haupteingang
 Architekten E. Holstein und C. H. Frowein, Stuttgart-Feuerbach. Fertiggestellt 1962. Aufnahme G. Planck

des Raumes hineingreifen, wo nieder angebrachte Fenster gedämpft-farbiges Licht geben.

Ziel und Blickpunkt der Halle ist zudem ein 10 m hohes Fenster, das „mit den ungegenständlichen Mitteln der schönen Farben und Formen die Hoffnung der trauernden Menschen auf die Erhebung der Seele in eine höhere Welt und auf Befreiung und Erlösung“ auszudrücken versucht. Es ist von der Malerin Luitgard Müller, Stuttgart, gestaltet und zeigt auf grauem und leichtgetöntem Untergrund eine reiche Komposition in Blau, die durch kleinere hell gelb leuchtende und tief rote Scheiben in freier Gliederung unterbrochen ist. Nach oben und rechts, wo der Sarg steht und der Weg in den Friedhof hinausführt, löst sich die Farbe in helle Klarheit auf. Dem meditierenden Betrachter erschließt es eine Ahnung davon, daß aus den Wirrnissen der „Welt mit ihrem Gram und Glücke“ wohl jedem ein Weg sich auftut in Klarheit, Ruhe und Licht. Höchst erfreuliches Zusammenwirken von Architekt und Maler hat hier mit schlichten, zeitgemäßen Mitteln einen eindrucksvollen Raum ernster Feier geschaffen.



Aussegnungshalle im Burghaldenfriedhof
 Architekt Prof. H. Volkart mit Dr. K.-J. Zabel, Stuttgart. Fertiggestellt 1958. Aufnahme Faigle



Evang. Christuskirche in Sindelfingen
Architekten H. Rall und H. Röper, Stuttgart. Fertiggestellt 1959.
Aufnahme G. Planck

Zu der Fülle neuer Lösungen, die im Kirchenbau zur Zeit allerorten gewagt werden, steuerten die Architekten Rall und Röper in Sindelfingen gleich zwei Beispiele bei. Das eine geht von der Form des Zeltes aus: die Johanneskirche im Wohngebiet Eschenried. Die im Bild gezeigte Christuskirche wählte dagegen eine Zentralform als Grundriß, nämlich ein regelmäßiges Fünfeck. Das flach gefaltete Kupferdach wird von fünf Stahlbetonstützen getragen, welche in den Ecken der Grundfigur stehen. Die Holzverschalte Decke betont das Ausstrahlen von der Mitte und das Sichvereinigen in einem Punkt. Nur zwei der fünf, mit flachen Giebeln abschließenden Wände, sind mit schmalen Lichtschlitzen durchbrochen, während ein unter der Decke gleichmäßig durchlaufendes Fensterband die Hauptlichtquelle bildet. Der Aufbau steht – bewußt oder unbewußt? – in innerem Bezug zum Namen der Kirche. Die zentralisierende Raumform ermöglicht ein konzentrisch angeordnetes Gestühl, das auf die Ecke hinweist, in welcher – gegenüber dem einzigen Zugang – Altar, Kreuz und Kanzel zusammengefaßt sind. Die sozusagen kristalline Sonderform bewirkt ohne nachträglich aufgesetzte Sym-

bole, daß jeder leicht erkennt: das ist ein Gotteshaus. Solche Form entspricht auch der freien Lage innerhalb einer Grünzone, über welche die Architekten das Folgende sagen: „Der Bauplatz für die neue Christuskirche liegt auf einer weithin sichtbaren Geländekuppe zwischen den Wohngebieten Rotbühl und Schleicher. Ein Platz, der . . . durch seine markante Lage der Bedeutung einer solchen Aufgabe entspricht. Die Wahl des Grundstücks ist ein besonders gutes Beispiel für eine vorausschauende, städtebauliche Einplanung eines Gemeindezentrums innerhalb neuer Wohngebiete. Durch diese besondere Lage ist die Christuskirche städtebauliche Dominante und Bindeglied zwischen den beiden Siedlungsgebieten.“

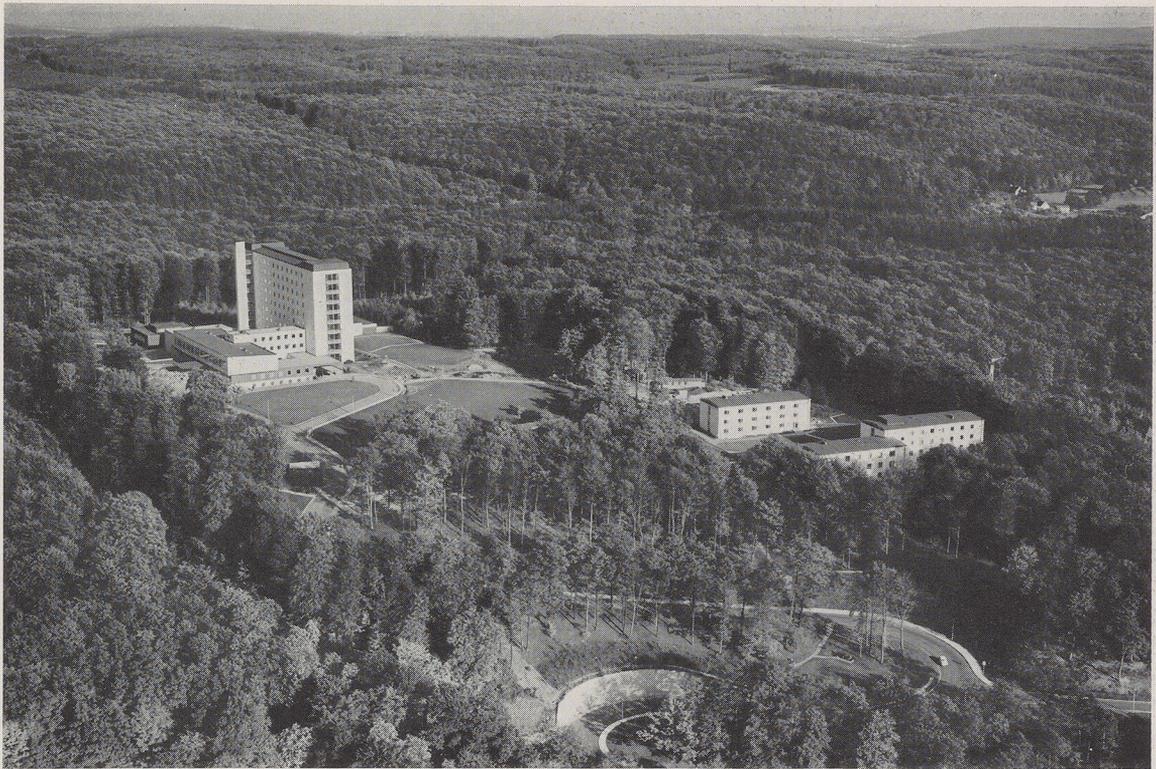
Gegen die Hauptstraße zu betont ein freistehender Glockenturm das Gemeindezentrum. Im Nordwesten wird sich später Gemeindehaus und Pfarrhaus angliedern. Das abfallende Gelände ermöglichte es, unter dem Kirchenraum einige gut belichtete Jugendräume unterzubringen.

Der ganze Bau erfüllt in erfreulicher Weise „eine Grundforderung des evangelischen Kirchenbaues nach Klarheit, Einfachheit und Aufrichtigkeit“.

Darf man ein Krankenhaus wie eine Burg hoch über die Stadt bauen, wo es Wohnhäuser, Kirchen, Schulen und die weitgedehnten Fabriken überragt, sie überrückend, um nicht zu sagen, es beherrsche die Ebene und die hügeligen Waldränder ringsum? Warum nicht? Wenn ein solches Gebäude nämlich seinem Zweck entsprechend gestaltet und nicht unwahr als Höhenburg aufgemacht wird, und wenn es dem Architekten gelingt, es gut in Wald und Hügel einzugliedern.

So geschah es hier. Wo zwischen zwei Bachtälern der waldige Höhenzug östlich der Stadt weit gegen die Ebene vorspringt, sie um 100 m überragend, fand sich ein klimatisch und landschaftlich gleich hervorragender Platz für diese dem Wohl der Allgemeinheit besonders verpflichtete Bauaufgabe. Im toten Winkel des Verkehrs – also ruhig – gelegen, aber durch eine alte Zufahrtsstraße günstig erschließbar. Der neun Geschosse hohe Bettenbau wendet sich nach Südosten gegen das fast unübersehbare Waldgebiet des nördlichen Schönbuchrandes. Aufnahme, Behandlungs- und Wirtschaftsräume sind zweigeschossig, flach an die Zufahrt angeschlossen, während Wohngebäude für Schwestern und das übrige Personal, etwas stadtwärts, locker in den Wald eingefügt sind.

Das Luftbild läßt nur ahnen, mit welchem Geschick



Neues Krankenhaus in Sindelfingen

Architekten G. Schwethelm u. A. Birkmayer, München. 1960—1963. Luftbild Brugger. Freigeig. vom Innenministerium Baden-Württemberg

der Garten vor den Aufenthaltsräumen gestaltet ist: von einer Blumenterrasse geht man unvermerkt über schattige Sitzplätze in den Wald und erlebt dabei allmählich den Übergang in die eigentliche Natur. So werden die erholsamen Kräfte der bevorzugten land-

schaftlichen Lage in jeder möglichen Weise dem Gesunden dienstbar und das Bauwerk ist unversehens aus seiner Zweckbestimmung heraus zu einem Blickpunkt und Wahrzeichen der Stadt und der ganzen Landschaft geworden.

Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Sindelfingen

Von H. G. Kusch

Obgleich Sindelfingen, das 1351 an Württemberg verkauft und dem Amt Böblingen einverleibt worden war, schon 1263 von Graf Rudolf von Tübingen (dem Scheerer) Stadtrecht erhalten hatte, und auch die Stadt 1605 zum eigenem Amt erhoben worden

war, brauchte es Jahrhunderte, bis unsere Stadt wieder zu einiger Bedeutung gelangte. Lange Zeit blieb Sindelfingen eine kleine Weberstadt ohne Veränderungen im Stadtbild. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war wohl schon die Bebauung über die Stadt-

mauern hinausgerückt und 1843/45 das jetzige Rathaus am damaligen Viehmarktplatz errichtet worden. Das Wachsen ging aber nur zögernd voran.

Neben der Landwirtschaft gab es wohl mancherlei Gewerbe, unter denen die Handweberei hervorragte, die sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Die 1840 von Krefelder Meistern eingeführte Seidenweberei und Seidenhaspelung und die um diese Zeit erfundene Jacquardmaschine führten Sindelfingen zur industriellen Entwicklung. Außer der Seiden- und Jacquardweberei kamen weitere Betriebe der Strick- und Wirkwarenindustrie hinzu. Diese Textilindustrie beherrschte bis zum 1. Weltkrieg die Wirtschaft der Stadt, und die Qualität ihrer Erzeugnisse ließ Sindelfingen weit über das Land hinaus bekannt werden. 1869 wurde die Webschule gegründet, die im Laufe von neun Jahrzehnten viele tüchtige Webmeister hervorbrachte. Nun wurden auch Seide, Bettzeug, Drill, Buntstoffe, Tischdecken, Strickwaren, Strümpfe und Zwirn hergestellt.

Erst der Bau der Mahdentalstraße 1901 zur Staatsstraße beim Mönchsbrunnen und der Bahnbau Böblingen–Renningen 1915 brachten bessere Verkehrsanschlüsse für die Stadt und den Beginn der städtebaulichen Entwicklung über die eigentliche Altstadt hinaus. Von 1830 bis 1914 hatte sich das bebauten Stadtgebiet von 20 ha auf 56 ha vergrößert. 1962 betrug es 528 ha, und weitere 125 sind in der Planung.

Eine sehr entscheidende Wende trat ein, als 1916/18 die Daimler-Motoren-Gesellschaft Stuttgart in Sindelfingen ein Zweigwerk errichtete. Das beschleunigte die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung unserer Stadt zur Industriestadt und legte den Grundstock für das später so schnelle Aufstreben der Stadt mit erheblicher Bedeutung für die Umgebung.

Zwischen den beiden Weltkriegen stieg die Einwohnerzahl wohl von 4589 auf 8478 an. Aber die bedächtige Entwicklung ging erst nach 1945 stürmisch weiter. Heute befinden sich hier über 31 000 gewerbliche Arbeitsplätze bei 28 000 Einwohnern, also mehr Arbeitsplätze als Einwohner. Wollte man einem Gast das Musterbeispiel einer mittelgroßen deutschen Stadt zeigen (1962 zur Großen Kreisstadt erhoben), in der sich Altes und Neues zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt, so ließe sich kaum ein glücklicheres Beispiel als Sindelfingen finden. Mit dem Altstadtkern noch ganz das Gesicht seiner Vergangenheit bewahrend, in den Außenbezirken allseitig vorwärtstrebend. Daher wird auch zu Recht davon gesprochen, die Stadt habe zwei Gesichter.

Nach dem 2. Weltkrieg verlagerte die Internationale Büromaschinenfabrik = IBM ihren wirtschaftlichen Schwerpunkt nach Sindelfingen. Die vorhandenen und neu hinzukommenden Betriebe, heute ca. 30 an der Zahl, wachsen und gedeihen ständig weiter. Unter anderem werden produziert: Fahrzeuge verschiedener Bauarten, datenverarbeitende Apparate, Großrechenanlagen, Schreibmaschinen, Maschinen aller Art, Kühlanlagen, Uhren, Werkzeuge, Schuhe usw. Auch der Großhandel faßte Fuß mit landwirtschaftlichen Maschinen und Gegenständen sanitärer Einrichtung. Dabei ist bemerkenswert, daß alle diese mittleren und kleineren Betriebe unabhängig von der bedeutenden Großindustrie ihr eigenes Leben führen, also unabhängig arbeiten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß Sindelfingen wie kaum eine andere Stadt unseres Landes in einer soziologischen Umschichtung größeren Ausmaßes begriffen ist. Die früher gültigen Maßstäbe sind verlorengegangen, und eine völlig neue Gemeinschaft wird von der modernen Industriegesellschaft geprägt. In dieser geschichtlichen Rückblende ist unschwer erkennbar, wie sehr die Entwicklung der Stadt Sindelfingen auch die bauliche Struktur maßgeblich beeinflusst hat und es noch weiter tun wird. Die ungewöhnlich rasche Entwicklung innerhalb kurzer Zeit von einem stillen beschaulichen altwürttembergischen Landstädtchen mit historisch überschaubarer Tradition, keine zwanzig Kilometer von der Landeshauptstadt entfernt, eingebettet in seinen Waldbesitz von 1886 ha (das sind $\frac{2}{3}$ der Markungsfläche), zum heutigen Bild, ist ein erregender, keineswegs ungefährlicher Prozeß. Sie stellt die Stadt vor schwierige Probleme, die oft kaum lösbar erscheinen und auch das Planungsamt der Stadt ständig vor schwerwiegende Entscheidungen stellen.

Seit 1945 wurden in Sindelfingen an die 6000 Wohnungen errichtet. Nur durch großzügiges Planen und Bauen konnte die Wohnungsnot gemeistert werden. Es entstanden neue Siedlungsgebiete und neue Stadtteile, die das neue Gesicht der Stadt prägen. Dazu kommt in den nächsten Jahren eine höchst notwendige Altstadtsanierung, die großzügig und sinnvoll abschnittsweise durchgeführt werden soll; Planung und vorbereitende Maßnahmen sind in vollem Gange. Erhaltenswertes soll tunlichst gepflegt werden und durch Abbruch nicht erhaltenswerter Gebäude und ganzer Stadtteile wird die Grundlage geschaffen werden für eine Modernisierung im umfassenden Sinn (Wurmbergquartier).

Bevölkerungsentwicklung		überbaute Fläche
1834	3 367 Einwohner	20 ha
1846	4 305 Einwohner	
1871	3 704 Einwohner	22 ha
1900	4 291 Einwohner	
1914	4 589 Einwohner	56 ha
1919	5 037 Einwohner	82 ha
1930	5 394 Einwohner	
1939	8 478 Einwohner	145 ha
1945	8 000 Einwohner	
1950	11 687 Einwohner	
1954	15 114 Einwohner	276 ha
1958	21 297 Einwohner	
1960	25 214 Einwohner	
1962	28 000 Einwohner	528 ha

Eine Stadt von mittlerer Größenordnung braucht ihr ausgeprägtes Zentrum, in dem alle Belange des Verkehrs, der Verwaltung und der Geschäftswelt sinnvoll erfüllt werden können. Der Gedanke, die Altstadt aus übertriebener Pietät oder aus Angst vor den Schwierigkeiten der Gestaltung besser ihrem überholten Dasein zu überlassen und ein ganz neues Geschäftszentrum im Westen der Stadt zu errichten, ist sicherlich falsch. Man wird die Innenstadt natürlich mit Wohnungen dünner belegen und den Kernbereich zum anwachsenden Interessenschnittpunkt von Kultur, Verwaltung, Repräsentation, Geschäften usw. ausbauen. Dabei ist es selbstverständlich, Ringstraßen, Bereiche für den Fußgänger, Parkflächen für den ruhenden Verkehr, Auflockerung durch Grünflächen mit Bänken usw. anzulegen. Alle diese vielfältigen Belange reifen bis in Einzelheiten im Generalverkehrsplan, im Flächennutzungsplan, in den Bebauungsplänen, die z. Z. ihre klare Ausformung erhalten. Alles radikal in der Altstadt verändern zu wollen, hieße sich einer utopischen städtebaulichen Aufgabe zu verschreiben und daran zu erliegen.

In welcher Form dem Menschen Wohnungen erstellt werden, ist nicht ausschließlich eine architektonische und ästhetische Frage. Ob in eingeschossigen Einfamilienhäusern mit hübschen Gärten und Bäumen, oder in Hochhäusern mit weiter Aussicht, die in Montagebauweise errichtet werden, ist auch kein Politikum. Man wird sorgfältig mit der nicht weiter wachsenden Bodenfläche umgehen müssen, man wird den Grund- und Bodenpreisen, der Preisentwicklung ganz allgemein ebenso Rechnung tragen müssen wie

den architektonischen und städtebaulichen Wünschen unserer Zeit. Desgleichen den veränderten Ansprüchen des modernen Menschen einer vielschichtigen Gesellschaft. Immer jedoch soll angestrebt werden, den vorwiegend in der massierten Industrie Tätigen eine Wohnatmosphäre zu schaffen, wo er neue Kräfte, nicht Zeitvertreib, wo er Abwechslung vom Fließband, wo er Besinnung, Förderung, innere wie äußere Ordnung findet. Nicht nur ein Zuhause, sondern auch ein Daheim. Das läßt organische, von Grün eingeschlossene und durchdrungene Siedlungs- und Stadtviertel entstehen. Niedere, mittlere und hohe Bebauung harmonisch aufeinander abgestimmt, gut proportioniert nebeneinandergefügt, gut besonnt, durch Wohnwege und Verkehrsstraßen sinnvoll erschlossen, geschmeidig dem gewachsenen Gelände eingefügt, das ist das Ziel in unserer Stadt. Einige gute Beispiele sind schon realisiert und im ganzen Land als Muster anerkannt. Unsere Wohnquartiere sollen eine überschaubare Größenordnung erhalten, damit dem einzelnen die nötige persönliche Entfaltung erleichtert wird. In früheren Jahrhunderten war der Tätigkeitsbereich des Mannes nur selten von seiner Behausung getrennt. Wohnung und Werkstatt waren eine Einheit. Die Familie nahm an der Arbeit des Mannes regen Anteil. Das ist im Industriezeitalter grundsätzlich anders. Die Kollektivarbeit, die Rationalisierung und industrielle Konzentration mit zunehmender Automation, mit großer Zusammenfassung der Arbeitsflächen, schlägt sich besonders deutlich in Sindelfingen nieder. Die Stadt hat daher zwei Großräume in ihrem Flächennutzungsplan, der die ganze Markung erfaßt, ausgewiesen. Im Südwesten die Daimler-Benz AG mit ca. 23 000 Arbeitsplätzen und die IBM mit ca. 5000 Beschäftigten. Dann im Mahdental entlang der östlichen Ausfallstraße für die verschiedenartigsten Gewerbebetriebe in einer Längenausdehnung von ca. 2 km, die sich dort frei entfalten können. Die notwendige städtebauliche Grundordnung, hier Industrie, hier ruhiges Wohnquartier, stellt ein entscheidendes Prinzip dar. Es wurde in Sindelfingen klar erkannt und wird dementsprechend praktiziert. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die Industrie die ihr gemäßen Bauformen mit absoluter Eindeutigkeit zur Schau trägt, den funktionell gegliederten Zweckbau, der in seiner abstrahierten Reinheit durchaus ansprechend ist gegenüber früheren Jahrzehnten, wo Fabriken mit überflüssigem Zierat verbrämt wurden. Vorbildliche Bauten finden sich hier in großer Zahl und ein-drucksvoller Dimensionierung.

Die Industrialisierung hat im Zuge der Beschäftigung von Mann und Frau ganz neue Bautypen entstehen lassen, z. B. den Kindergarten. In jedem Siedlungsgebiet innerhalb tangierender Verkehrsstraßen wurden bisher zehn solcher Kindergärten in ausreichenden Grünzonen erstellt. Sie sind in der Regel nur mit zwei Gruppenräumen ausgestattet, so daß jegliche Massierung und zu lange Wege vermieden werden.

Mit der Planung neuer Siedlungsgebiete werden gleichzeitig auch die entsprechenden Schulen gebaut und meist in Architektenwettbewerben die besten Formen gefunden. Sindelfingen ist eine schulbau-freudige Stadt, die eine Reihe mustergültiger Schulanlagen besitzt. Man muß die frohen Kinder einmal gesehen haben in den hellen luftigen Räumen. Frohsinn und Lachen haben die einstmals allzu strenge Schulatmosphäre abgelöst.

Die aufgelockerte Bauweise, zu der wir uns hier in Sindelfingen grundsätzlich bekennen, zwingt in der Folge zu einem leistungsfähigen ausgedehnten Straßennetz mit grundsätzlicher Trennung von Wohnstraßen und Wegen, von Ringstraßen und Ausfallstraßen, um somit die größeren Entfernungen innerhalb eines städtischen Großraumes auffangen zu können. Das Wissen um die Notwendigkeit der Grünflächen in der Stadt, zu Recht auch Lungen genannt, ist längst Allgemeingut geworden. Es ist beileibe keine ästhetische oder dekorative Angelegenheit, die oft allzu strenge Sachlichkeit neuzeitlicher Architektur abzumildern, sondern dient unmittelbar unserer Gesundheit. Die Luft einer Stadt wird in einem nie gekannten Maße heute von Industrieabgasen, durch Heizungsabgase, durch die Dichte des immer noch zunehmenden Fahrzeugverkehrs und die Ansammlung von Menschen derartig verbraucht, daß der natürliche Austausch durch Luftbewegung keine ausreichende Regeneration mehr darstellt. Der Vorrat guter unverbrauchter Luft wird so vielfältig in Anspruch genommen, daß wir mehr denn je alle Maßnahmen und Möglichkeiten der Luftverbesserung wahrnehmen müssen. Ohne Pflanzenwelt in unmittelbarer Nähe unserer Wohnquartiere wäre es für uns unmöglich zu atmen und zu leben. In welcher Art die Grünzonen gestaltet werden, ist jeweils verschieden. Gestalterisch und wirtschaftlich wichtig ist, daß keine kümmerlichen Rabatten, Restprodukte einer ungenügenden Planung, entstehen. Es müssen möglichst großräumige zusammenhängende Flächen geschaffen werden. Unter diese Erkenntnis hat sich die Stadt Sindelfingen gestellt, und es wird versucht, Verständnis zu erlangen bei allen, die mit der Aus-

führung, Anordnung und Genehmigung von Bau-
maßnahmen zu tun haben. Der Leiter des hiesigen
Gartenamtes hat es treffend so ausgedrückt: „Der
Baum in unserer nächsten Umgebung ist so nötig wie
Bett und Badewanne im Hause. Er ist ein Faktor so-
wohl der Gesundheit als auch der Kultur.“

In diesem Zusammenhang noch ein Wort über unsere
Friedhöfe, deren wir zwei besitzen. Sie sollen ja
nicht nur die letzte Ruhestätte unserer heimgegan-
genen Mitbürger sein. Sie dürfen nicht ein Stein-
bruch und Scherbenhaufen kommerziell genutzter
Grabsteinsammlungen sein. Weniger Aufwand für
die ruhenden Toten wäre oft mehr. Denn nicht die
Größe des Steindokumentes zeigt das Ansehen des
Verstorbenen. Die Friedhöfe sollten mehr noch für
alle Lebenden parkartige Oasen der Ruhe und Be-
sinnung werden, sie sollten die hastige Geschäftig-
keit der Lebenden mildern und zum Nachdenken
und Verweilen einladen. Es sind erfreuliche Ansätze
feststellbar, und mancher der Verantwortlichen stellt
sich heute schon unter diese Erkenntnis.

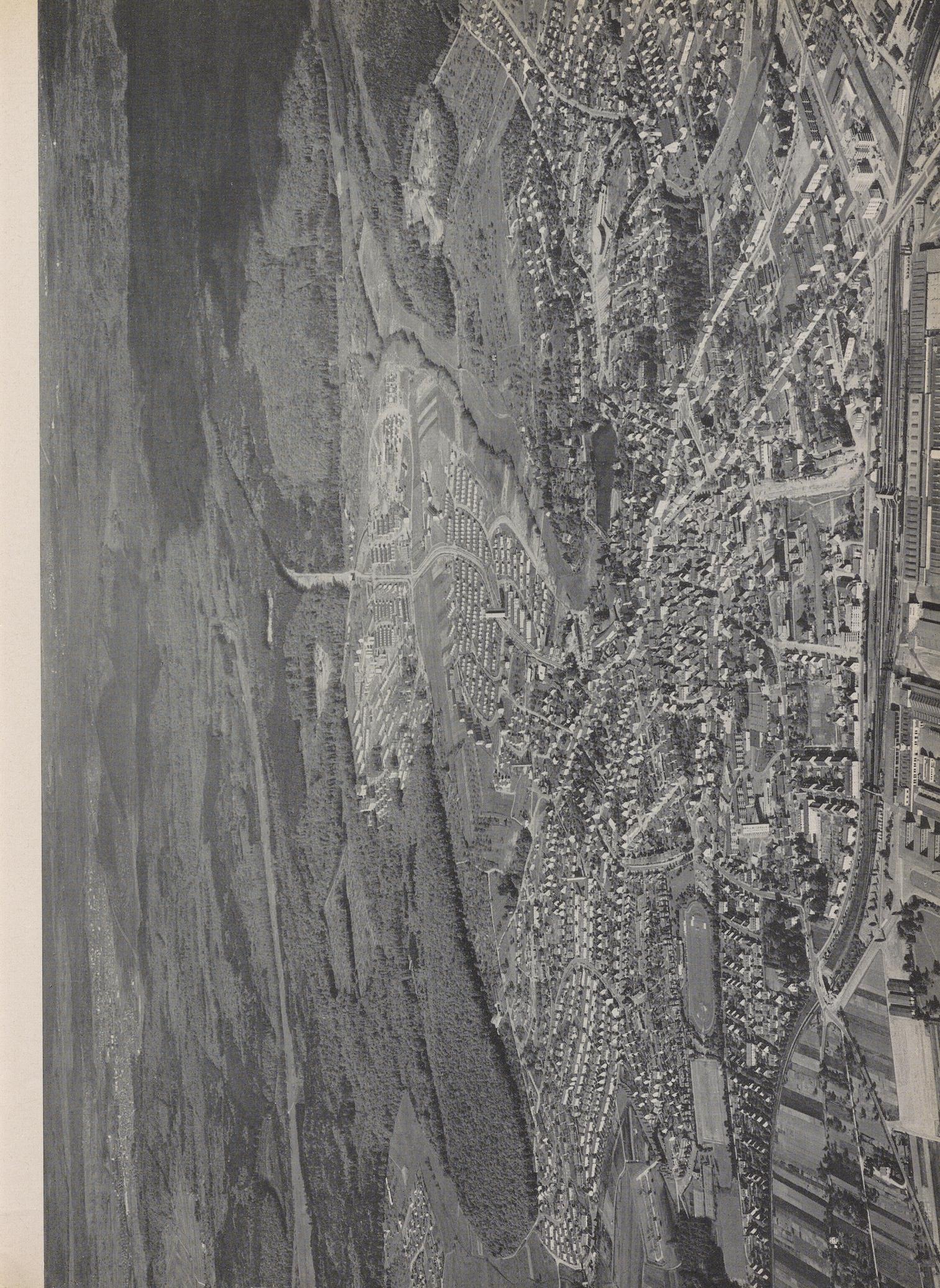
In früheren Jahrhunderten haben die großen Kirchen
und Dome alle Bauten der ummauerten Stadt weit
übertagt. Das ist heute längst nicht mehr möglich.
Sie so zu gestalten, daß sie kein in der Siedlung
untertauchender Fremdkörper sind, nicht aufdring-
lich wirken, sondern dienende Funktion haben und
trotzdem zum Gottesdienst rufen, ist unsere heutige
Forderung. Daher muß jede Kirche in ihre besondere
Umgebung hineingeplant werden. Die Kirchen-
gebäude wollen heute nicht mehr imponieren und
repräsentieren, obwohl sie ein anerkanntes typisches
Gebäude in der Stadt sein und mithelfen sollen, das
Bild einer Stadt zu verschönern.

Vieles wäre noch zu erwähnen, aber zusammenfas-
send sei gesagt: Die Stadt ist Sitz aller Kultur und
die Stadt ist Wurzel und Schule allen Bürgersinns.
Wenn irgendeine Hoffnung bestehen soll, Erhaltens-
wertes der Vergangenheit trotz Wirrnis der Zeiten
in ein neues, zukunftsträchtiges Leben hinüberzu-
retten, dann ist die Aufgabe gestellt, die Stadt von
gestern entschlossen und kühn in die Stadt von mor-
gen zu überführen.

S. 91: Gesamtansicht von Sindelfingen

Luftbild Brugger

Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg



Der Aufstieg Sindelfingens zur Industriestadt

Von Hermann Weisert

Die 1263 von Graf Rudolf von Tübingen gegründete Stadt Sindelfingen ist jetzt 700 Jahre alt. Sie kam nach ihrem Übergang an Württemberg 1351 zum Amt Böblingen, war aber von 1605 bis 1807 als Amt ohne Amtsorte selbständig. Sindelfingen war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine kleine, von Bauern sowie Handwerkern und Webern, welche daneben fast alle Landwirtschaft betrieben, bewohnte Stadt, die im Jahre 1803 2960 Einwohner besaß.

Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert

In Sindelfingen war von der Industrialisierung zunächst nicht allzuviel zu spüren, aber es wandelte sich doch manches. Um den Verlust der Selbständigkeit einigermaßen auszugleichen (1807 war Sindelfingen wieder mit dem Oberamt Böblingen vereinigt worden) und dem monatlichen Pforzheimer Viehmarkt etwas Konkurrenz machen zu können, wurde 1827 beantragt, gleichfalls monatlich Viehmärkte abhalten zu dürfen. Dies wurde nicht in vollem Umfang genehmigt, doch durften seitdem vier Krämer- und Viehmärkte sowie vier weitere Viehmärkte jährlich abgehalten werden (vorher nur vier Krämer- und Viehmärkte).

Im übrigen gab es in Sindelfingen bis 1835 keine Fabriken im eigentlichen Sinn, auch wenn man die Branntweinbrennereien als Fabriken bezeichnete. Die Gewerbe waren zahlreich vertreten: es gab Hafner, Hauderer (Lohnkutscher), Fuhrleute, Barbierer, Glaser, Kübler, Maurer, Schmiede, Pflästerer, Seiler, Schneider, Schuhmacher, Wagner, Zimmerleute, Bäcker, Metzger, Küfer usw. Die Weberei hatte seit dem 18. Jahrhundert stark zugenommen; 1823 gab es 160 Leineweber, darunter 157 Lohnweber, und sieben Strumpfweber. Ferner waren 1823 27 Wirte, zwei Bierbrauer und 13 Branntweinbrenner vorhanden. Die Gewerbesteuer ertrug 1823/24 844 Gulden. Sie ging in den nächsten Jahren zurück; erst seit den dreißiger Jahren begann sie zu steigen.

Sehr bald erkannte man, daß die sich ändernden Verhältnisse bessere und auch andere Arten von Schulen verlangten. Schon 1805 war versucht worden, an der Stelle der zweiten Lateinklasse eine Realschule zu gründen. Dies gelang aber erst 1830 mit der Ein-

führung einer „Reallateinschule“, welche beide Schularten enthielt und 1897 in eine sechsklassige Realschule umgewandelt wurde. 1826 wurde eine Sonntagsschule für Handwerker eingerichtet und 1827 eine Industrieschule für Mädchen (heute Handarbeitsunterricht an der Volksschule). 1857 wurde die gewerbliche Fortbildungsschule (Abendschule) und 1869 die Webschule gegründet. Daneben mußte die schon im 16. Jahrhundert vorhandene „Deutsche Schule“ (die Volksschule) immer mehr vergrößert werden.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse Sindelfingens nicht wesentlich verändert. Seit 1835 gab es eine Fabrik in Sindelfingen; es war die Seidenweberei von Alfred Haid und Karl Spring. Die Inhaber kauften im Februar 1835 von der Stadt das 1832 als Cholera-Krankenhaus errichtete Gebäude Leonberger Straße 2 und verlegten ihre Fabrik von Stuttgart dorthin. Die Firma bestand bis 1858 und war während der ganzen Jahre die einzige Fabrik in Sindelfingen. Im gleichen Jahr wurde eine Seidenwarenfabrik von Konrad Dörr gegründet, der vorher Werkmeister bei Haid und Spring war; es handelt sich offenbar um die Fortführung dieser Firma. Einer der wichtigsten Gründe für diese ungünstigen Verhältnisse, die seit etwa 1850 einen Rückgang der Einwohnerzahl zur Folge hatten, dürften wohl die schlechten Verkehrsverbindungen gewesen sein. Als 1782 bis 1784 die Chaussee von Stuttgart nach Freudenstadt gebaut worden war, hatte man diese auf Sindelfingens Wunsch über den Hasenberg, Sindelfingen und Böblingen geführt. Seit 1807 bemühten sich nun die Böblingen, den Durchgangsverkehr von Sindelfingen abzuziehen, indem sie den alten Weg von Vaihingen durch den Sindelfinger und Böblinger Wald instandsetzten. Ihr Vorhaben gelang auch, besonders seit die neue Chaussee von Stuttgart über Heselach und Kaltental nach Vaihingen gebaut worden war, in steigendem Maße. Hiergegen erhob Sindelfingen 1810 Einspruch, zumal 1782 zugesagt worden war, man werde keine direkte Verbindung nach Böblingen zulassen. Erfolg hatten die Sindelfinger nicht, ebenso wenig mit ihren Bemühungen im Jahre 1813/14, daß



Altes Rathaus in Sindelfingen

Aufnahme Sachs



Montagehalle für Inneneinbau der Daimler-Benz AG

die Straße und damit die Postlinie nach Calw über Sindelfingen und nicht über Böblingen geführt werden möge.

Der Verkehr nach Freudenstadt, der Sindelfingen also schon länger entzogen war, wurde mit dem Bau der neuen Straße von Vaihingen nach Böblingen durch das Diebskarrental 1844 bis 1846 endgültig an Sindelfingen vorbeigeführt. Auch hierbei hatten alle Eingaben nichts genützt: „Sindelfingen, das über 4100 Einwohner zählt (das war die ortsangehörige Bevölkerung; tatsächlich anwesend waren nur etwa 3750 Personen) und in Beziehung auf letztere die 23. Gemeinde in Württemberg ist, das durch Aufhebung des früher hier bestandenen Chorherrenstifts, durch den Verlust eines eigenen Oberamts in große Nachteile kam und alljährlich 4 bis 6000 fl (Gulden) bloß auf Unterhaltung von Wegen verwenden muß, verdiente doch wohl Berücksichtigung“, schrieb 1844 Stadtschultheiß Conz. Allein es fand keine; auch die Verweigerung der Abtretung des

Waldes nützte nichts, denn es wurde zur Zwangseignung geschritten. Ehe diese Differenzen beigelegt waren, wurde die Straße gebaut.

Eisenbahnbau

Als nun 1857 das Projekt auftauchte, eine Eisenbahnlinie von Stuttgart nach Freudenstadt zu bauen, stimmte man in Sindelfingen sogleich zu. 1862 überreichten Böblingen, Sindelfingen und Herrenberg dem Finanzministerium den Antrag, eine Bahn „von Stuttgart über Sindelfingen, Böblingen, Herrenberg gegen Nagold“ mit Fortsetzung bis Freudenstadt zu bauen. Eingaben folgten auf Eingaben an die Regierung, Landtag, Ministerien usw. Sindelfingen war von vornherein in den „Eisenbahn-Comités“ vertreten und an den Eingaben beteiligt. So bald fiel die Entscheidung allerdings nicht.

1874 kam endlich das Gesetz über den Bau der Gäubahn zustande. Schon im August 1873 hatten die



Zur Auslieferung bereitgestellte Fahrzeuge. Daimler-Benz AG

Gemeindekollegien beschlossen, den für den Bahnbau benötigten Grund und Boden kostenlos abzutreten unter der Bedingung, daß Sindelfingen einen eigenen oder doch einen gemeinsamen Bahnhof mit Böblingen in der Mitte zwischen beiden Städten erhalte. Der Kampf um den Bahnhof erfüllte die folgenden Jahre. Allein alles war vergebens; angebliche Sparsamkeit verhinderte die Verlegung der Bahnlinie und des Bahnhofs. Es scheint so, als ob die Zuckerfabrik in Böblingen den Ausschlag gegeben habe, für die der Bahnhof tatsächlich noch günstiger als für die Stadt Böblingen lag. Daß die Sindelfinger nun nicht mehr bereit waren, den Grund und Boden für die Bahn kostenlos herzugeben oder irgendwelche Beiträge zum Bahnbau zu leisten, wird niemanden wundern. Man wünschte schließlich, daß der Bahnhof wenigstens den Namen Böblingen-Sindelfingen tragen sollte, aber auch das wurde abgeschlagen. 1879 war der Bahnbau beendet, aber erst 1885 erreichten

die Sindelfinger, daß wenigstens in den Fahrplänen hinter Böblingen der Name „Sindelfingen“ gesetzt wurde. Unverständlich ist bei alledem, wie die Legende aufkommen konnte, daß die Sindelfinger die Gelegenheit versäumt oder gar die Bahn gar nicht gewünscht hätten; es mögen taktische Fehler vorgekommen sein, aber auf das Ganze gesehen hatten die Sindelfinger sich über zwanzig Jahre lang eifrig bemüht, einen Anschluß an die Bahn zu bekommen. Die 50er und 60er Jahre brachten zwar weitere Ansätze zur Industrialisierung, doch konnten diese den Rückgang der Bevölkerung nicht aufhalten (1849: 3897, 1855: 3766, 1864: 3637 Personen). Von 1863 an gab es außer Dörres Unternehmen noch eine Reihe anderer: die Baumwollwarenfabrik Johannes Wize- mann, sodann die Piquéwarenfabrik Diestelbarth, die Filiale der Seidenwarenfabrik von Sigmund Sax in Stuttgart und die Korsettfabrik I.M. Ottenheimer. Es folgten 1866 Karl Friedrich Schlegel, 1868 Kazen-

wadel und Sandel, 1872 Christoph Friedrich Laurer und Christian Heinrich Kreyscher, welche Baumwollwaren herstellten, und andere. Es waren aber vielfach kleine Unternehmen, die nicht allzu lange bestanden. Größere Bedeutung erlangten die Webfabriken Zweigart & Sawitzki (1877 in Stuttgart gegründet, 1879 Filiale in Sindelfingen eröffnet und bald ganz hierher verlegt), Wilhelm Christian Dinkelaker und Johann Christian Leibfried (beide gegründet 1881), welche im Lauf der Zeit größere Beständigkeit gewannen und über den Kleinbetrieb hinaus kamen. Ein neuer Industriezweig entstand durch die Gründung der Schuhfabrik Wilhelm Heinrich Dinkelacker; dieser hatte 1870 mit einem Handwerksbetrieb begonnen und war so gut vorangekommen, daß sein Unternehmen schon 1879 als Schuhwarenfabrik bezeichnet wurde. Neben diesen Fabriken bestanden weiterhin die seit alter Zeit vorhandenen Mühlen, Wirtschaften, Brauereien (Lammbrauerei Schlanderer seit 1823), Ziegeleien (Hamm seit 1783 und Reichert seit 1862) sowie die Färberei Schäfer (seit 1820). Neu hinzu kam noch vor dem Ende des Jahrhunderts die Buchdruckerei Röhm, welche 1890 eröffnet wurde; seitdem besteht auch die Sindelfinger Zeitung. Aus der 1897 gegründeten Maschinenfabrik Kabisch ging 1918 die Optima-Maschinenfabrik hervor, die 1936 von der Hollerith-GmbH übernommen wurde (heute IBM Deutschland). Kleinere Unternehmen folgten in den Jahren vor dem ersten Weltkriege.

Schließlich kam, wenn auch fast zu spät, die Eisenbahn und damit der eigene Bahnhof. Seitdem die Bahn nach Freudenstadt für Sindelfingen so ungünstig geführt worden war, hatte sich die Stadt den Bemühungen von Vaihingen a. d. Enz, Leonberg und anderen Orten angeschlossen, welche den Bau einer Verbindung zwischen den Linien von Stuttgart nach Calw und nach Freudenstadt anstrebten. Zunächst wurde der Bau einer Dampfstraßenbahn erwogen und dann von 1889 an kräftig für eine Bahn Tübingen–Bebenhausen–Weil im Schönbuch–Böblingen–Sindelfingen–Renningen–Vaihingen a. d. Enz geworben. Wieder wurden Versammlungen abgehalten, Eingaben an den Landtag, die Ministerien und andere Stellen gefertigt, Pläne entworfen usw. Allein es dauerte noch gut zwei Jahrzehnte, bis 1912 endlich ein entsprechendes Gesetz zustande kam. 1913 wurde mit dem Bahnbau begonnen, und am 23. Dezember 1914 konnte der Abschnitt Böblingen–Sindelfingen eingeweiht werden. Die Eröffnung der ganzen Strecke bis Renningen erfolgte im Oktober 1915.

Sindelfingen wird Industriestadt

Die Bevölkerung nahm in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg langsam zu; 1901 hatte Sindelfingen nicht ganz 4600 Einwohner. Viele lebten aber noch immer nicht von der Industrie, und auch die übrigen, die Handwerker und Gewerbetreibenden, hatten meist noch eigene Äcker und Wiesen, die sie selbst nützten. Von größter Bedeutung für die Stadt war nun die Ansiedlung eines Zweigwerkes der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Untertürkheim, die im ersten Weltkrieg erfolgte. Das Wiesenland westlich von Sindelfingen und Böblingen war nämlich 1915 zum Flugplatz hergerichtet worden, zu dem beide Städte Land abtreten mußten. Man war hierüber nicht übermäßig erfreut, und der Sindelfinger Gemeinderat erklärte, er erwarte, daß die Stadt, da sie dem Vaterland so große Opfer gebracht habe, nunmehr auch berücksichtigt werde, wenn man Platz für Industrieansiedlung suche. Tatsächlich erwies sich der Flugplatz schon nach kurzer Zeit nicht nur als Nachteil; er war es nämlich, der die Daimler-Motoren-Gesellschaft zur Ansiedlung in Sindelfingen bewog, da sie einen Flugplatz zur Erprobung ihrer Flugzeugmotoren benötigte und den Herstellungsbetrieb in der Nähe errichten wollte. Diese Absicht war nun in Sindelfingen zu verwirklichen. Der Gemeinderat griff sogleich zu, und noch im Jahre 1915 wurde beim Bahnhof Sindelfingen mit dem Bau eines Flugzeugmotorenwerkes begonnen. Während des ersten Weltkrieges waren nur geringe Wirkungen zu spüren; immerhin wechselten viele Sindelfinger den Arbeitsplatz und zogen viele Arbeiter zu oder suchten eine Wohnung. Die Wohnungsnot stieg außerordentlich, weshalb man sich gleich nach dem Kriege gezwungen sah, dafür zu sorgen, daß so bald wie möglich neue Bauten errichtet würden. Darum wurde im Frühjahr 1919 der Bau- und Sparverein (seit 1942 „Baugenossenschaft“) gegründet, der 1919 bis 1921 die Siedlung am Schnödeneck und 1922/23 die am Zimmerplatz baute. Als nach der Inflation wieder günstigere Verhältnisse eintraten, wurde 1927 von der Stadt und der Daimler-Benz AG die Wohnstättengesellschaft ins Leben gerufen, welche zur Milderung der Wohnungsnot in den folgenden Jahren 73 Häuser baute.

Die Wirtschaftskrise zu Anfang der dreißiger Jahre brachte erneut Arbeitslosigkeit und Not. Die Stadt mußte Schulden machen, um ihren dringendsten Verpflichtungen nachkommen und Notstandsarbeiten ausführen lassen zu können. 1931 war bei der Firma Daimler-Benz die Hälfte der Arbeiter entlassen; für



Schweißer-Lehrgang in der Gottlieb-Daimler-Schule in Sindelfingen

Aufnahme W. Breuling



Firma IBM Deutschland

Aufnahme Weizsäcker

den Rest wurde Kurzarbeit eingeführt. Infolgedessen wanderten viele ab, so daß die Wohnungsnot geringer wurde und schließlich ganz verschwand; manche Wohnung stand monatelang leer.

Nach dem politischen Umsturz 1933 wurde dies bald wieder anders; die Zahl der Beschäftigten wuchs und die Wohnungsnot stellte sich erneut ein. 1939 hatte Sindelfingen 8500 Einwohner. Diese günstige Entwicklung wurde durch den zweiten Weltkrieg unterbrochen. Wie viele andere Industriestädte hatte Sindelfingen schwer unter Fliegerangriffen zu leiden. In den Jahren 1943 und 1944 wurden über 150 Häuser zerstört und etwa 1500 beschädigt; auch im Werk Daimler-Benz wurde großer Schaden angerichtet. So war die Wohnungsnot sehr groß, als das Jahr 1945 mit dem Kriegsende neue Belastungen brachte. Bis Oktober 1945 wurden 72 Häuser mit 99 Wohnungen von den amerikanischen Besatzungstruppen beschlagnahmt. Außerdem mußten 1946 nahezu 1500 Neubürger aufgenommen werden, so daß die Einwohnerzahl von 8048 (Dezember 1945) auf 9989 (Oktober 1946) anstieg.

Obleich die Schwierigkeiten ungemein groß waren, wurde doch, soweit irgend möglich, an den Wiederaufbau gegangen. 181 Wohnungen wurden 1946 wieder instandgesetzt oder in alten Häusern neu eingebaut. Allein die Verhältnisse verschlechterten sich; 1947 konnten nur 56 Wohnungen wieder hergerichtet oder neu eingebaut werden, und 1948 sogar nur 30. 1946–1949 wurde außerdem die teilweise zerstörte Volksschule in der Gartenstraße wieder aufgebaut.

Dann machte sich aber seit der Währungsreform 1948 sehr bald auch in Sindelfingen die Neubelebung der Wirtschaft bemerkbar. Sie machte es möglich und sehr rasch auch dringend nötig, die Wohnungsbautätigkeit zu verstärken. Zunächst wurden vielfach Kriegsschäden beseitigt, aber auch viele Neubauten errichtet (1949: 110, 1950: 261 Wohnungen). Auch das Rathaus, das 1948 teilweise abgebrannt war, konnte 1949 wieder aufgebaut werden.

Infolge der raschen Vergrößerung bisher vorhandener Betriebe (vor allem der Daimler-Benz AG und der IBM Deutschland) und der Ansiedlung neuer nahm

die Zahl der Arbeitnehmer rasch zu. 1938 hatte es in Sindelfingen 6603 Arbeitnehmer gegeben bei einer Bevölkerung von 8850 Personen, und 1949 arbeiteten 7653 Menschen in Sindelfingen (Einwohnerzahl rund 11 000). Seit 1950 arbeiten aber mehr Menschen in Sindelfingen, als hier leben. Es waren 12 402, während die Einwohnerzahl nur 11 687 betrug. Dies ist bisher – ausgenommen das Jahr 1953 – so geblieben. Zwar wuchs die Bevölkerung sehr rasch, aber die Zahl der Arbeitsplätze noch mehr. 1952 waren es 13 052 Arbeitsplätze (Einwohnerzahl 12 971), 1954: 15 400 (Einwohnerzahl 15 032), 1956: 19 258 (Einwohnerzahl 17 872) usw.

Die in Sindelfingen Arbeitenden wünschten natürlich zum großen Teil Wohnungen, ebenso wie die schon früher zugezogenen Neubürger, und so mußte die Stadt nach allen Richtungen hin erweitert werden, um die Wohnungsnot zu lindern. Diese Aufgaben packten Gemeinderat und Stadtverwaltung unter der tatkräftigen Leitung von Bürgermeister Gruber (seit 1946) und mit Unterstützung durch die örtlichen (Baugenossenschaft, Wohnstätten-Gesellschaft) u. a. Wohnbaugenossenschaften mit großem Nachdruck und sichtbarem Erfolg an. Seit der Währungsreform wurde in allen Gegenden der Stadt gebaut; die Stadt wuchs rasch über ihre bisherigen Grenzen hinaus. Seit 1948 wurden 5725 Wohnungen fertiggestellt, jährlich meist um 500, 1962 586; 815 Wohnungen sind im Bau.

Allerdings nahmen die Aufgaben der Stadt mit diesen Erweiterungen gewaltig zu. Der Ausbau des Straßennetzes und der Straßenbeleuchtung, der Was-

serversorgung, der Kanalisation, der Versorgungsleitungen usw. verursachen noch immer große Kosten, zumal vielfach ein großer Nachholbedarf aus früheren Jahrzehnten zu bewältigen war.

Damit war natürlich noch lange nicht alles getan. Es war nicht zu umgehen, auch andere öffentliche Einrichtungen so zu schaffen, die dem Wachstum der Stadt entsprachen. So wurden und werden Kindergärten in allen neuen Stadtteilen errichtet, zwei Volksschulen, mehrere Turnhallen, ein Hallenbad, eine Gewerbliche Berufsschule erbaut und das Gymnasium vergrößert. Eine neue Mittelschule ist im Bau. Außerdem wurden drei Wassertürme, mehrere Wasserhochbehälter, ein Feuerwehrhaus und vor allem ein großes Krankenhaus errichtet, und 1962 konnte eine neue Stadthalle eingeweiht werden, damit auch das kulturelle Leben seinen Platz finde.

Sindelfingen zählt nunmehr rund 28 000 Einwohner, aber etwa 30 000 Menschen arbeiten hier. Dies ist ein Zeichen, daß die Entwicklung der Stadt, die während der letzten zwölf Jahre geradezu stürmisch vor sich ging, noch immer nicht so weit gediehen ist, daß man sagen könnte, wohin sie führen werde; es wird noch viele Jahre dauern, bis sie wieder in ruhigeren Bahnen verläuft. Dem inzwischen erreichten Umfang der Stadt und der Zahl ihrer Bewohner sowie der durch die Industrie erlangten Bedeutung entsprechend wurde nun Sindelfingen mit Wirkung vom 1. Februar 1962 zur Großen Kreisstadt erhoben. Es ist dies ein später Ausgleich für die benachteiligende Behandlung, die Sindelfingen vor allem im Laufe des 19. Jahrhunderts erfahren mußte.

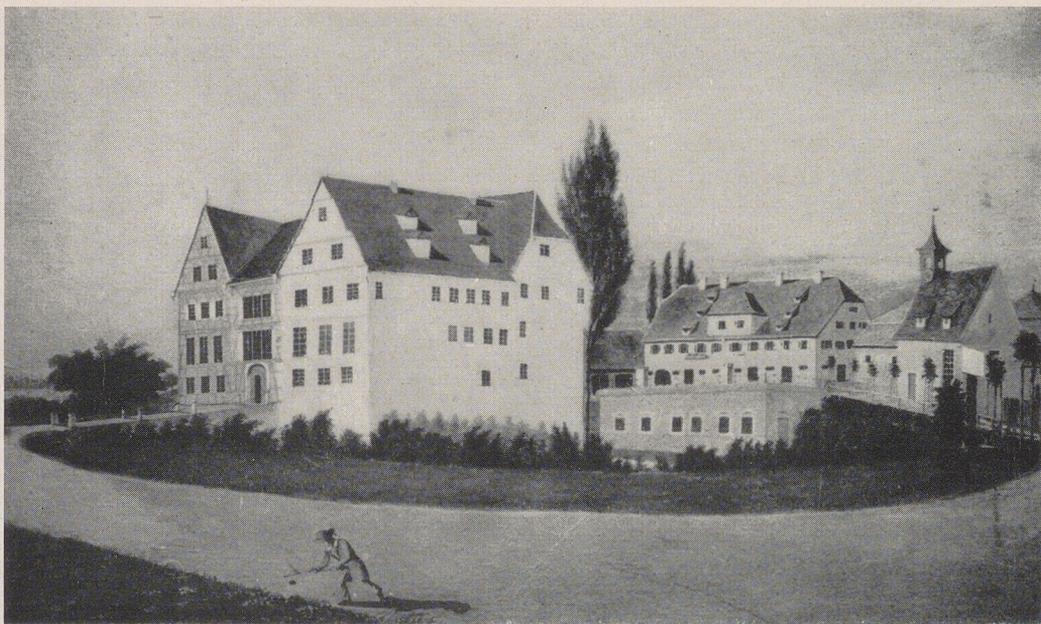
Sommerabend

Ein stilles Raunen ist erwacht . . .
Jasmin und Rosen duften süß,
Weich sinkt die milde Sommernacht
Ins grüne Gartenparadies.

Das Heimchen zirpt ohn Unterlaß,
Die Schwalben schwirren noch ums Nest;
Sanft wallt der Nebel übers Gras,
Das schon die Rispen hängen läßt.

Der Wind schläft ein in Busch und Baum,
Und heimlich will die Sehnsucht gehn
Hinüber in den Weltenraum,
Wo glanzvoll Gottes Sterne stehn.

Paul Häcker



Schloß Sindlingen. Alter Stich

Sindlingen – ein alter, neuer Weiler

Von Arno Ruoff

Nicht weit von Herrenberg, auf einem der flachen Hügel des oberen Gäus, zwischen Nebringen und Unterjettingen, zwischen Haslach und Oschelbronn liegt der Weiler Sindlingen. Er gehört heute zur Gemeinde Unterjettingen, hat aber eine eigene Markung von 279 ha.

Seinem Namen und seiner kleinen aber wohlgerundeten Markung nach ist Sindlingen ein früh besiedelter Ort, der ums Jahr 1100 erstmals urkundlich erwähnt ist, als das Kloster Reichenbach mit drei Huben in *Sindelingun* beschenkt wird. Damals pfalzgräflichtübinger Besitz, wird Sindlingen später, zusammen mit Oberjettingen, hohenbergisch, dann pfälzisch, 1440 württembergisch. 150 Jahre waren die Herren v. Gültlingen Lehensträger, 1640 geht Sindlingen an Andreas v. Bernerdin über, einen aus Kärnten zugezogenen Protestanten. Nach dem Tode des letzten Bernerdin 1782 erbt dessen Nichte, Franziska Therese, die spätere Gemahlin des Herzogs Karl Eugen, den größten Teil von Sindlingen, weitere

Teile werden in den folgenden Jahren vom Haus Württemberg dazugekauft.

Franziska v. Hohenheim verbrachte die meiste Zeit ihres langen Witwenstandes in Sindlingen, das ihr viel von seiner heutigen Gestalt verdankt: das Schloß, ehemals eine Wasserburg, wurde gründlich umgebaut und daneben eine Kapelle errichtet; das Meiereihaus und andere Gebäude entstanden neu; der ganze Ort wurde allenthalben verschönert. Zu dieser Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts bestanden im Ort noch sieben Höfe, der Weiler hatte damals sogar eine eigene Schule und eine Wirtschaft.

Franziskas pietistischen Neigungen ist es zu verdanken, daß Sindlingen auch einen Platz in der württembergischen Geistesgeschichte erhielt: sie war es, die dem Gemeinschaftsstifter Johann Michael Hahn Schutz und Bleibe bot. Häufig war Hahn schon als Gast nach Sindlingen gekommen. 1794 zog er ganz dorthin und kam im Haus des herzoglichen Gutsverwalters als „Kastenverwalter“ der Herzogin unter.

Der Oberjettinger Pfarrherr war darüber nicht eben froh. „Zu Sindlingen hält sich, mit Erlaubnis serenissimae viduae, seit sieben Monaten der berühmte Altdorfer Michele auf und lebt in der Stille.“ Ein paar Jahre vor dieser Bemerkung in dem Visitationsbericht von 1795 hatte er sich schärfer gegen Hahn ausgesprochen: „Mit unbegreiflichem Eifer hängen die Glieder der Privatversammlung diesem Schwärmer an und gewinnen dadurch ja nicht die Freuden des Christentums, sondern ein trübes, unfreundliches, harmvolles und freudenloses Leben.“ Dennoch wuchs Hahns Gemeinschaft in und um Sindlingen; 1803 baute er sich hier auch ein eigenes Haus, worin er mit einigen seiner engsten Freunde lebte, die vielen auswärtigen Besucher empfing und seine Erbauungsstunden abhielt. 1819 starb Hahn. Auf dem kleinen Sindlinger Friedhof, der vordem nur den adeligen Schloßherren vorbehalten war, wurde er beerdigt, wie hernach auch seine geistlichen Brüder und Nachfolger Schäffer, Sattler und Binder.

Von den sieben Höfen, die zur Zeit der Franziska in Sindlingen bestanden, sind sechs bald darauf abgegangen, die Wirtschaft wurde von der Polizei geschlossen, die Schule wurde unnötig. Ein paar von den alten Gebäuden bestehen heute noch, und einige Namen erinnern nach anderthalb Jahrhunderten noch an die einstigen Besitzer: die „Zieglerscheuer“ etwa oder der „Wirtskeller“. Nur ein Hof erhielt sich bis heute: der Erbhof Walter, dessen einstiger Besitzer ein Patenkind der Franziska war.

Nach Franziskas Tode 1811 erbt Schloß und Hof ein Freiherr v. Böhnen, 1812 erwarb es die Fürstin Colloredo-Mansfeld, von der es 1840 der kgl. württ. Hofdomänenkammer verkauft wurde. 113 Jahre lang war der größte Teil von Sindlingen württembergische Domäne. Unter den Pächterfamilien Bräuninger, Ruoff und Adlung bekam Sindlingen einen guten Namen in der württembergischen Landwirtschaft: in der Pferde-, Vieh- und Schafzucht und als Mustergut für Saatzucht. Kurze Zeit war in Sindlingen eine Armenackerbauschule eingerichtet.

Das war das Bild, das Sindlingen noch vor zehn Jahren bot: Vom höchsten Punkt der Landstraße im Weiler führte im rechten Winkel eine breite Straße als Ortsachse zum Schloß hinab. Oben der Hof Walter, daneben der Friedhof, entlang der Straße die Ställe, Scheuern und zahlreichen Nebengebäude der Domäne, unten das Schloß, das „Kirchle“, in dem die Marmorbüste der Franziska an die einstige Herrin Sindlingens erinnerte (und die ins Holz der Empore gebrannte Inschrift „Laquaian“ an das schloßherrschafliche Gesinde). Daneben das Meierei-

gebäude, das seit den Zeiten des Amtmanns Bräuninger, der nicht nur Domänenpächter, sondern auch Anwalt des kleinen Weilers war, „Amtshaus“ heißt, und hinter dem Schloß der Schloßgarten – einst ein Park, der bis zum Birkle, dem kleinen Wald an der Grenze gegen Öschelbronn, gereicht hatte.

Der 1. Februar 1954 war der Geburtstag eines neuen Weilers Sindlingen: Die Domäne wurde von der württ. Hofkammer an die württ. Landsiedlung abgegeben. Das Schloß wurde Hotel, die Markung wurde neu vermessen, und acht Siedlerstellen wurden errichtet; 1959/60 kamen noch drei weitere dazu, vier Hofanlagen sind noch geplant. Die Gebäude der ehemaligen Domäne sind in die Neusiedlung einbezogen, in der Ortsmitte waren darum nur wenige Neubauten für die Siedler nötig. Für die anderen Siedlerstellen wurden im landesüblichen Landsiedlungsstil „Einhäuser“ angelegt: einstockiges Wohnhaus, Stall, Schuppen und Scheuer unter einem Dach, sehr modern und etwas zu klein. Vielfach stehen die neuen Höfe auf dem Gelände der längst abgegangenen früheren, manche sogar auf deren Fundamenten. Ininigem Abstand voneinander stehen sie entlang der Landstraße von Unterjettingen nach Nebringen; die beiden zuletzt gebauten etwas abseits am Öschelbronner Weg. Zur größten Siedlerstelle gehören 40 ha Land, zum alten Hof Walter 30, zu den 1954 erbauten Höfen je 16–20, zu den jüngsten je 10 bis 14 ha.

Das zu jedem einzelnen Hof gehörige Feld liegt in dessen nächster Nähe in ungeteilten großen Stücken. Sindlingen wurde zum Musterbeispiel für die Flur-



Gräber des Michael Hahn und seiner Brüder auf dem Friedhof Sindlingen Aufnahme Ruoff



Neuer Siedlerhof in Sindlingen

Aufnahme Rt.Off

bereinigung im oberen Gäu. Die württ. Landsiedlung wählte die neuen Siedler aus. Sie bemühte sich, Musterbauern auf die Musterhöfe der Mustergemarkung zu bringen, und das gelang ihr ganz offenbar auch. Die erste Stelle – der Nachfolgehof der Domäne – blieb in einheimischem Besitz. Von den sieben anderen Höfen waren sechs für heimatverwiesene Bauern bestimmt, während einer einem Unterjettinger Anwärter zukommen sollte.

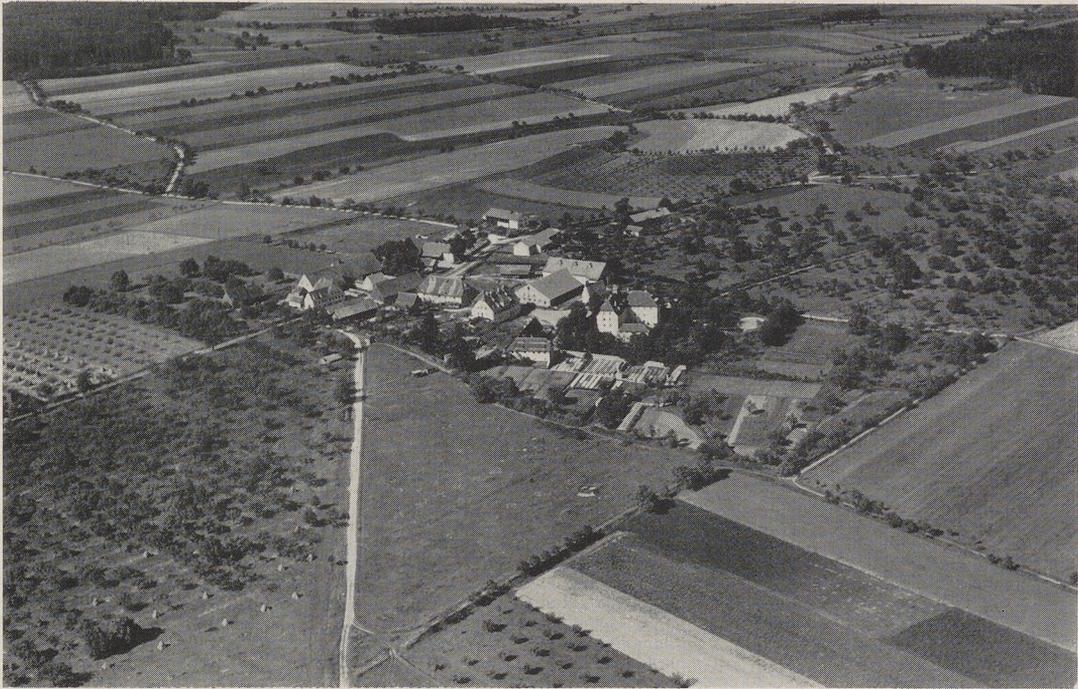
Damit war alles getan, was sich von Amts wegen und vom Schreibtisch aus für diese Neugründung tun ließ. Die äußeren Konturen des Weilers waren abgesteckt, nur seine innere Struktur ließ sich nicht vorausplanen: Das neue Gemeinwesen mußte sich selbst einrichten, die aufeinander angewiesenen Bauern mußten selber zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen. Dieser wichtigste Teil einer jeden derartigen Neugründung bleibt notwendigerweise immer ein Experiment. Die neuen Siedler kamen aus Ungarn, aus Rumänien, aus dem Sudetenland, aus Böhmen, aus Bessarabien, aus Unterjettigen; die einen sind katholisch, die anderen evangelisch; keiner hatte den anderen vorher gekannt; jeder brachte seine eigenen heimatlichen Traditionen, Sitten und Gebräuche mit und sprach seine eigene Mundart; jeder hatte früher anderes angebaut oder auf andere Weise sein Feld bestellt. Was vom Altgewohnten konnte man beibehalten, welche Überlieferungen mußte man aufgeben, was bildete sich neu im Leben der neuen Gemeinschaft?

Am leichtesten hatten es die Einheimischen, denen der Boden und seine Bebauung nicht fremd waren. Aber auch sie mußten sich umstellen auf Methoden der Rationalisierung und Technisierung, die in den neuen Betrieben notwendig sind. Die Siedler aus dem Sudetenland fanden landwirtschaftlich ähnliche Verhältnisse vor wie zu Hause. Besonders schwer hatten es die Donauschwaben: denn Wein, wie bei ihnen daheim, wächst in Sindlingen wirklich nicht, und Mais und Obst gedeihen auch nicht so gut wie in der alten Heimat. Der andere Boden und das andere Klima verlangen anderen Anbau und eine andere Arbeitsweise. Einer von ihnen ließ sein Heu im ersten Jahr, ohne es anzurühren, drei Wochen lang liegen, bis es ausgedörnt und fast wertlos war. „Heu muß rot sein“, hieß es bei ihm daheim, aber hier in Sindlingen führte der nächtliche Tau dazu, daß das Heu, wenn man es nicht wendete, ausgebleicht wurde. Daheim pumpte er die Gülle aus, wenn es regnete, und ließ sie mit dem Regenwasser aus dem Hof laufen: man hatte sie einfach übrig; erst in Sindlingen lernte er sie als nötige Düngung schätzen und verwenden. In manchen Verrichtungen unterschieden sich die Bauern ihrer Herkunft nach noch einige Jahre lang: zwei stellten bei der Ernte 14 Garben „auf Kreuz“, sie machten „Manderln“, während die anderen wie die Einheimischen 6 bis 8 Garben als „Puppen“ zusammenstellten.

Einige von den Siedlern luden ihre Erntewagen viel höher auf, als die Einheimischen das taten, obwohl das Hochladen viel mehr Zeit braucht und sich hier nicht lohnt. Aber so waren sie es noch von daheim gewohnt, wo der Weg vom Feld zum Hof viel weiter war als hier.

Der Weidebetrieb der einzelnen Siedler war sehr verschieden: Einer hütete morgens und abends zwei Stunden, ein anderer trieb die Kühe täglich eine Stunde auf die Baumwiese, damit sie Bewegung hatten, ein dritter pflockte die Tiere an und ließ sie den halben Tag auf der Weide.

Andere Unterschiede stecken tiefer als die der bäuerlichen Arbeit: Bei Geburt, Hochzeit und Tod fehlt der neuen Gemeinschaft eine gemeinsame Überlieferung. Beim Tode eines der Siedler richtete sich die Anordnung des Leichenzuges nach der heimischen Tradition, und ein Pfarrer aus der alten Heimat sprach lateinisch, wie es dort Brauch war. Aber der Tote wurde nicht wie daheim zu Haus aufgebahrt, sondern in der Kirche, und nicht Söhne, sondern Nachbarn trugen den Sarg. Bei Hochzeiten luden die einen daheim nur die nächste Verwandtschaft, bei den Donauschwaben feierte das ganze Dorf tagelang.



Sindlingen heute

Luftbild 9/243, Elsässer, Stuttgarter Flugdienst GmbH. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg

Hierzulande wird sonst ein kleiner Kreis geladener Gäste in der Wirtschaft freigehalten, die anderen, die feiern helfen, zahlen selber. In Sindlingen nun scheint es üblich zu werden, daß der Hochzeitsvater alle Sindlinger ins Hotel einlädt und freihält, was freilich ein aufwendiger, aber allseits freudig begrüßter neuer Brauch ist.

Alter Brauch erhält sich am ehesten im privaten und religiösen Bereich: In der Küche stellt man sich nur zögernd um, und auch die Essenszeiten sind verschieden. Aber darin gibt es nicht nur einen Unterschied zwischen Donauschwaben und Sindlingern, hier zeigt sich auch ein ähnlich weltentrennender Gegensatz zwischen Ober- und Unterjettingern, die ihre Gewohnheit natürlich auch nach Sindlingen mitgebracht haben: die Unterjettinger essen mittags warm, die Oberjettinger am Nachmittag, wenn ein Unterjettinger schon beinahe wieder vesper, ehe er in den Stall geht.

In einer katholischen sudetendeutschen Familie werden zu Ostern noch aus geweihtem Holz Kreuze ge-

schnitzt und in den Acker gesteckt, daß sie dem Feld Segen brächten. Und die geweihten Palmen und das + KMB + über der Tür werden auch in Sindlingen beibehalten.

In anderen Dingen „muß man mit der Mode mit“: man keltert sich auch ein paar tausend Liter Most, obwohl er einem gar nicht schmeckt; man heiratet auch an einem Samstag, obwohl das daheim ganz und gar unmöglich war.

Das Bedürfnis, sich einander anzugleichen, wie das Bestreben, „gut miteinander auszukommen“, sind groß. Dabei fehlt aber schon für die einfachste äußere Form gegenseitiger Beziehung eine gemeinsame Tradition: In den schwäbischen Dörfern der Umgebung duzt jeder jeden – ob jung, ob alt. Bei den Sudetendeutschen war das undenkbar: Bei ihnen daheim sagte man Sie zueinander; in anderen Familien reden die Kinder ihre Eltern mit Ihr an, wie das in der alten Heimat für die jungen Leute den Älteren gegenüber selbstverständlich war. In Sindlingen gibt es dafür noch keine allgemeinverbindliche Regel.

Zunächst sagte man Sie zueinander; von den Einheimischen ging es aus, daß im Lauf der Jahre unter den meisten Männern das gegenseitige Du üblich wurde. Die Frauen werden zum größten Teil noch gesiezt. Das ist bezeichnend für die gegenseitige Höflichkeit und die sehr behutsame Aufnahme näherer Kontakte. Gewiß: man hat einige gemeinschaftliche Einrichtungen im Ort: Farrenhaltung, Feuerwehr, Milchwägele. Aber schon bei den Maschinen ist man zurückhaltender: die hat fast jeder für sich, nur vielleicht einen Mähdrescher oder sonst ein größeres Gerät haben sich Nachbarn gemeinsam angeschafft. Gelegentlich treffen sich alle Bauern im Sindlinger Hotel: außer zu den Hochzeiten auch zu Besprechungen, zu denen der Unterjettinger Bürgermeister sie auffordert. Von den Sindlingern selber will keiner recht daran, die Initiative für andere gemeinsame Zusammenkünfte zu ergreifen, obwohl die Mehrzahl der Bauern das sehr begrüßen würde. Die gegenseitigen Beziehungen sind noch zu sehr bestimmt von der freundlichen Vorsicht, man möchte es mit niemandem verderben und mit jedem gut stehen. Und wen man kaum kennt, mit dem kann man sich nicht entzweien. Freilich kommen noch andere Gründe hinzu, die diese Zurückhaltung unterstützen: Man hat nicht soviel miteinander zu schaffen, wie es in den alten Dörfern der Umgebung der Fall ist: Man wohnt nicht so dicht aufeinander; man hat sein eigenes arrondiertes Land, bei dessen Bebauung man sich nach keinem Anrainer richten muß, ja man sieht einander kaum bei der Feldarbeit; man hat ein Auto und ist nicht so sehr an den Ort gebunden wie früher; man hat vielleicht sogar schon einen Fernseher und mit ihm und mit sich selber daheim genug Unterhaltung. Nur einzelne treffen sich zu einem abendlichen Schwatz im Hotel, ein paar Bäuerinnen besuchen sich gegenseitig zwei-, dreimal im Winter zum Kaffee, ein paar Junge gaigeln donnerstags miteinander.

Es gibt keinen Bauern in Sindlingen, der der „führende Mann“ sein will, und es haben sich auch keine Gruppen im Ort gebildet, die für das innere Gefüge des Weilers bestimmend wären: Seit der Errichtung der letzten beiden Siedlerstellen sind die Schwaben und Protestanten deutlich in der Mehrzahl. Aber es scheint durchaus keinen Gegensatz von Einheimischen und Heimatvertriebenen zu geben, auch keinen zwischen den katholischen und den evangelischen Bauern. Allenfalls läßt sich ein etwas engeres Zusammengehörigkeitsgefühl der „alten Sindlinger“ feststellen, die 1954 als erste hier gesiedelt haben oder schon ansässig waren. Die später Gekommenen

stehen noch etwas am Rande dieser Gemeinschaft und haben noch stärkere Beziehungen zu ihren früheren Heimatorten. Die beiden Öschelbronner, die etwas abseits von den anderen am Weg nach Öschelbronn gesiedelt haben, liefern ihre Milch nach Öschelbronn, nicht wie die anderen nach Unterjettingen, sie kaufen in Öschelbronn ein, sie gehen dorthin in die Kirche und ihre Kinder besuchen dort die Schule. Sie sind noch „Ausländer“ für die anderen Sindlinger.

Nur eine Beziehung ist überall in Sindlingen vorhanden und mächtig: die der *Nachbarschaft*. „Bei uns daheim ist die Nachbarschaft über die Freundschaft gegangen“, sagte der Bessarabier. Und ein Sudetendeutscher äußerte sich fast genauso: „Nachbarschaft galt mehr als Verwandtschaft.“ Nicht landsmannschaftliche Herkunft, nicht Konfession, nicht Lebensalter oder andere (etwa Vereins-) Gruppierungen sind bestimmend für die innere Struktur des neuen Weilers: das Tragende in der neuen Gemeinschaft ist die Nachbarschaft. Gewiß entspricht das weithin der bäuerlichen Überlieferung in allen Herkunftsländern. Aber hier ist diese Bindung noch notwendiger und auch unauflöslicher. Das erklärt wohl auch die Behutsamkeit der gegenseitigen Beziehungen. Im engen Dorf hat man mehrere Nachbarn; wenn einem der nächste Bauer nicht paßt, geht man zum übernächsten. In Sindlingen ist man zumeist auf den Zuzüchtstwohnenden angewiesen: zu ihm geht man, wenn man Hilfe im Stall oder bei einer besonderen Arbeit braucht, mit ihm hat man vielleicht gemeinsame Geräte, mit ihm tauscht man Erfahrungen aus, von ihm erwartet man zuerst Hilfe bei Krankheit und Tod.

Neben der Nachbarschaft gibt es noch eine andere, untergründige Kraft: die des *alten Sindlingen*, das durch die veränderte Gestalt des Orts hindurch auch im neuen Weiler wirksam ist: in Franziskas Kirchein kommen die Evangelischen alle vier Wochen zusammen, sie haben gemeinsam dafür ein neues Harmonium gekauft und sie holen abwechselnd den Pfarrer zum Gottesdienst ab; im Sindlinger Schloß trifft man sich, wenn eine Hochzeit oder eine Versammlung ist, und auf dem Sindlinger Friedhof finden auch die neuen Sindlinger ihre letzte Ruhestätte. Sogar Michael Hahn hat unter den neuen Siedlern ein neues Gemeinschaftsmitglied gefunden. Die alten Flurnamen sind, mitunter verändert, noch in Gebrauch, und die alte Gemarkung hat wieder ihren Sinn für den neuen Weiler. Es ist ein ganz anderes Sindlingen heute, aber kein ganz neues: das neue ist auf den Steinen und auf dem Boden des alten aufgebaut.

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim als heimatgeschichtliche Quelle

Von P. Paulus Weißenberger

IV. Die Kirchenbücher im Dienst der Kulturgeschichte

Die Matrikeln der Klosterpfarrei Neresheim haben nicht nur Bedeutung für die Kenntnis des Verhältnisses von Abtei und Pfarrei, nicht nur Wert für die Aufhellung der Kunstgeschichte des 18./19. Jahrhunderts oder für die Kenntnis des pfarrlichen Lebens in dieser Zeit im Schatten einer Barockabtei. Sie sind auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht nach manchen Seiten hin eine zwar unscheinbare, aber doch recht wertvolle Quelle.

1. Vom Schulwesen des Barockklosters

a) Das Klostersgymnasium und seine Schüler

Im Zusammenhang mit den Firmlisten (s. Abschn. III: Klosterpfarrei und pfarrl. Leben n. 1 b) erfahren wir aus den Matrikelbüchern der Klosterpfarrei Neresheim auch eine Reihe Namen von Schülern, die in jenen Jahrzehnten die Klosterschule oder das Gymnasium der Benediktiner auf dem Ulrichsberg besuchten (diese Anstalt – seit 1804 genannt „Lyceum Carolinum“, weil in diesem Jahr von Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis, seit 1803 Besitzer der säkularisierten oder aufgehobenen Abtei, erneuert – wurde von den Neresheimer Mönchen mit mehr realistischem Einschlag bis 1806 weitergeführt und dann von Fürst Karl Alexander aufgehoben). Es sind das bisher die einzigen, uns bekannt gewordenen Namenslisten dieser Schule. So sind anlässlich der Firmung des Jahres 1765 folgende Studenten unter den Firmlingen aufgeführt:

1. Aloys Strobel aus Höchstätt (Pate: Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn),
2. Josef Karl Stuelmüller aus Gundelfingen (Pate: Baron Ernst Werneck von Ludwigsburg, „studiosus in monasterio nostro“),
3. Karl Cleska aus Ludwigsburg (Pate: Klostersekretär Leinßler),
4. Johann Paul Ostler aus Dunstelkingen (Pate: Klostersekretär Leinßler),
5. Johann Georg Ducke von Hofen bei Aalen (Pate: Johann Ulrich Bayr, Mesner im Kloster Neresheim),
6. Franz Xaver Rathgeb von Hofen bei Aalen (Pate: Benedikt Angehrn von Hagenwil/Schweiz, „studiosus in monasterio nostro“),
7. Franz Schuster von Ellerbach (Pate: Josef Bayr von Utzmemmingen, „studiosus in monasterio nostro“),
8. Andreas Hammer von Ottingen (Pate: Johann Ulrich Bayr, Mesner im Kloster Neresheim).

Wahrscheinlich gehört zu den hier aufgeführten insgesamt elf Neresheimer Klosterschülern, die aus den Orten Dunstelkingen, Ellerbach, Gundelfingen, Hagenwil/Schweiz, Höchstätt, Hofen b. Aalen, Ludwigsburg, Ottingen und Utzmemmingen kamen, auch der am 10. Februar 1767 in Neresheim an Lungenschwindsucht verstorbene Sohn des Klosterzieglers, der 19 $\frac{1}{2}$ jährige „ornatus et perdoctus Dominus David Julianus Merckle“, der im zweiten philosophischen Jahr stand („secundi anni philosophus“). Die beiden Ausdrücke „ornatus et perdoctus“ (ausgezeichnet und gelehrt) wollen die Bedeutung des Verlustes eines solch tüchtigen jungen Mannes dartun, während die Bemerkung „secundi anni philosophus“ wohl ein Beweis dafür ist, daß an der philosophisch-theologischen Hausschule der Abtei auch weltliche Studenten hörten, wie das auch in der benachbarten Benediktinerabtei Mönchsdeggingen um die gleiche Zeit nachzuweisen ist. Der so schnell dem Leben entrissene David Julian Merckle wurde am 11. Februar von den Studenten des Klostersgymnasiums selbst zu Grabe getragen (in ähnlicher Weise geschah es am 14. August 1793; an diesem Tage trugen vier Knaben der Klosterpfarrei den erst fünfjährigen Jungen Sebastian, Sohn des Klostermetzgers Josef Brenner, zu Grabe, der nach bedingungsweise empfangener Generalabsolution gestorben war).

Aus dem Jahr 1770 stammt folgende Studentenliste,

die am Schluß des ersten Matrikelbuchs der Klosterpfarre einer Zusammenstellung der Klosterangestellten eingefügt ist. Es werden genannt:

Ignatius Bader	}	rhetores
Franz Sutor		
Andreas Hamer		
Benedikt Schnizer	}	syntaxista
Benedikt Kienle		
Josef Kieninger	}	rudimentistae
Josef Renck		
Joh. Baptist Duche		
Thomas Hirsch		

Leider ist bei diesen neun Studentennamen keinerlei Herkunftsort genannt, was recht bedauerlich ist. Bei der folgenden Liste wird das in etwa nachgeholt.

Aus dem Jahr 1771 sind uns folgende Studenten aufgezeichnet:

1. Syntax:

Benedikt *Schnizer* aus *Füssen*
 Andreas Georg *Delliz* aus *Kirchheim a. Ries*
 Sebastian *Gold* aus *Oberkochen*
 Xaver *Henle* von *Diepertsbuch* b. *Ebnat*

2. Grammatik:

Johann Aloys *Renck* aus *Weissenstein*
 Benedikt *Kienle* aus *Neresheim*, Klosterpfarre
 Johann *Kieninger* aus *Neresheim*, Stadt
 Johann Michael *Eberhard* aus *Schwabsberg*
 Johann Bapt. *Duche* aus *Wasseralfingen*

3. Rudimentum:

Franz *Bühler* aus *Schneidheim/Ries*
 Philipp *Seckler* aus *Neresheim*, Klosterpfarre
 Josef *Bayr* aus *Utzmemmingen*
 Andreas *Plebst* aus *Jettingen*

4. Principium:

Matthias *Hagenauer* aus *Donauwörth*

Nach dieser Liste des Jahres 1771 zählte das Klosterschulhaus in Neresheim damals wenigstens 14 Schüler, was für die damalige Zeit eine ansehnliche Zahl war. Die Klosterschule war, wie allgemein üblich, in vier Klassen eingeteilt, und zwar 1. (Anfänger) Principium, 2. Rudimentum, 3. Grammatik (auch poetae genannt), 4. (oberste Klasse) Syntax oder Rhetorik. Ihrer Heimat nach kamen die 14 Schüler aus Diepertsbuch/Ebnat, Donauwörth, Füssen, Jettingen, Kirchheim, Neresheim (3!), Oberkochen, Schneidheim, Utzmemmingen, Schwabsberg, Wasseralfingen, Weissenstein.

Ein weiterer Klosterschüler starb in Neresheim mit 14 Jahren am 11. September 1773; als Todesursache wird „lenta febris“ (schleichendes Fieber) angegeben. Er hieß Bernhard *Renck* und war der Sohn des Organisten Josef *Renck* in *Weissenstein* und wohl ein Bruder der schon genannten Klosterschüler Josef und Johann Aloys *Renck*. Er wird als „gymnasii nostri rudimentista et chori musici altista“ bezeichnet. Hiernach war er also nicht bloß Student der 2. Klasse des Klosterschulhauses, sondern auch, wie Michael *Mettenleiter* aus *Großkuchen* (s. unten), Sängerknabe im Kloster, deren es damals fast in allen Abteien gab. Wir haben aber hier im Jahr 1773 das erste Zeugnis für das Bestehen einer solchen Knabenschola in der Abtei Neresheim.

1785 wird als Pate ein Klosterstudent der 4. Klasse genannt, namens Ernst von *Steigentesch* aus *Hildesheim*. Er war der Sohn des Kammergerichtsassessors von *Steigentesch* in *Wetzlar*, mit dem Abt Benedikt Maria *Angehrn* von seinen verschiedenen Prozeßangelegenheiten am Reichskammergericht daselbst in Sachen *Neresheim/Wallerstein* und umgekehrt gut bekannt war.

Ende August 1787 finden wir unter den Firmlingen auch zwei aus dem badisch-schweizerischen Grenzland stammende Studenten, wohl nahe Verwandte oder Bekannte des im Juli des gleichen Jahres verschiedenen Reichsprälaten Benedikt Maria *Angehrn*. Es waren das Johann *Nepomuk Landmann*, Rhetor „des 2. Jahres“, und Lorenz *Will*, Grammatist. Beide stammten aus *Thiengen* „bei *Zurzach*“.

Schließlich beteiligten sich an der Firmung des Jahres 1802 in *Dillingen*, die der Kurfürst von *Trier* und Bischof von *Augsburg*, *Klemens Wenzeslaus*, persönlich vornahm, folgende vier *Neresheimer* Studenten:

Franz *Seraph* von *Ker*, Student „der 1. Grammatik“, Sohn des zweiten Leibarztes des Fürsten von *Thurn und Taxis* auf *Schloß Trugenhofen* (heute: *Taxis*),

Josef *Melchior Sebastian Brenner*, Student der Vorbereitungsklasse (Principium), Sohn des Reichsstifts-*Neresheim*schen Oberamtmanns (s. Abschn. 4 c),

Michael *Mettenleiter* aus *Großkuchen*, Student der 1. Grammatik und Diskantist,

Michael *Simpert Vetter*, Student der Vorbereitungsklasse, Sohn des Klosterhausmeisters (s. Abschn. 3 b).

Einen weiteren tüchtigen Studenten und Angehörigen des *Lyceum Carolinum* lernen wir in *Andreas Schenz*

aus Scheer kennen, der in Neresheim am 20. April 1806 im Alter von 16 Jahren starb. Er wird als „in Lycaeo nostro Carolino 2. classis studiosus egregius, indolis ac spei juvenis“ und zugleich als „Principis nostri stipendiatus“ bezeichnet. Er studierte also auf Kosten des Fürsten von Thurn und Taxis, dem die Herrschaft Scheer gehörte, an der Studienanstalt des ehemaligen Klosters Neresheim, besuchte die 2. Klasse und war durch reiche Gaben ausgestattet, so daß er zu berechtigten Hoffnungen Anlaß gab.

Um einen ehemaligen Schüler des Klostersgymnasiums zu Neresheim handelte es sich auch bei Andreas Hubmayr aus Obermeitingen in Schwaben, der am 15. April 1793 in Neresheim im Alter von 29 Jahren starb. Die Sterbematrikel singt von ihm ein hohes Lob. Nach ihr war er damals Kandidat (Student) beider Rechte und der Theologie, zugleich auch Postulant (candidatus) für das Chornoviziat in Neresheim, ein fähiger Kopf (studiosus egregius) und ausgezeichneter Musiker (insignis musicus). Er weilte im ersten theologischen Jahr in der Abtei zu Neresheim, wurde aber kurz vor der Aufnahme ins Noviziat von einem Blutsturz (haemoptysis) überrascht, womit für ihn die Hoffnung auf Zulassung zum Noviziat dahinschwand. Er war dann längere Zeit krank, bis er am 15. April von einem neuen Blutsturz mit Lungenblutung (sanguinis vomitu cum ptysi pulmoniali coniuncto) heimgesucht starb, ohne daß jemand bei ihm gewesen wäre. Er wurde vom damaligen Klosterpfarrer P. Karl Nack begraben, der sein ehemaliger Lehrer an der Klosterschule wie zuletzt in der hl. Theologie war. Die Sterbematrikel nennt Hubmayr zusammenfassend einen in jeder Beziehung hervorragenden, untadeligen Menschen (prorsus optimus ac integerrimus).

b) Die *philos.-theologische Klosterschule*

Neben der klösterlichen Lateinschule, dem humanistischen Gymnasium, das nach der Klosteraufhebung zu einer Art Realgymnasium mit mehr naturwissenschaftlichem Einschlag entsprechend den Ideen der damaligen Zeit umgestaltet worden war, wurde im Kloster zu Neresheim für die Chormönche, die sich auf den Empfang der höheren Weihen mit dem Priestertum als Krönung vorbereiteten, auch die Philosophie und Theologie gelehrt. Die entsprechenden Fächer wurden von Patres der Abtei vorgetragen. Es kaum freilich auch vor, daß die jungen studierenden Mönche der Abtei auf die nahe Jesuitenuniversität in Dillingen oder auch an die Benediktineruniversität nach Salzburg zur Ausbildung gesandt wurden,

um dann später in der eigenen Abtei als Lehrer verwendet werden zu können.

Die Matrikeln der Klosterpfarrei kommen für die Geschichte dieser philos.-theol. Hauslehranstalt nur insofern in Frage, als aus ihnen an zwei oben hervorgehobenen Stellen hervorgeht, daß an ihr nicht nur die eigenen Mönche unterrichtet wurden, sondern daß, wie es anderswo ebenfalls festzustellen ist, auch weltliche Studenten als Hörer zugelassen wurden, falls sie darum nachsuchten. Die obigen Ausführungen betr. David Julian Merckle zum Jahr 1767 und betr. Andreas Hubmayr zum Jahr 1793 scheinen nach dieser Richtung hin gedeutet werden zu müssen.

c) *Das Volksschulwesen*

Für den weiten Bereich der Klosterbesitzungen, d. h. in den Dörfern des reichsstiftischen Gebiets, wurde das Volksschulwesen in der damals modernen Form der sog. Normalschule betrieben. P. Karl Nack von Neresheim gab dafür eine Reihe von Schriften und Handbüchlein heraus; P. Beda Pracher verbreitete es in den württembergischen Landen und schon zuvor im Gebiet von St. Gallen; P. Anselm Lang betreute das Volksschulwesen auf dem Härtsfeld nach Aufhebung der Abtei von 1808 bis um 1850 als bayerischer bzw. württembergischer Distriktschulinspektor.

Die Leitung des Volksschulwesens hatte zeitweilig, d. h. in den letzten Jahren des Abts Angehrn (+ 1787), der Klostersekretär Johann Michael Mezenauer inne. Er stammte aus Egweil bei Nassenfels in der Diözese Eichstätt. Anlässlich seiner Trauung in der Klosterpfarrei zu Neresheim am 14. November 1786 mit Maria Katharina Franzin, Tochter des Steinhauers Martin Franz in Eglingen bei Neresheim, wird er in den Pfarrbüchern der Klosterpfarrei aufgeführt. Dabei wird er als „cancellista“ (Klostersekretär) und „scholae normalis rector“ (Leiter der Normal- oder Volksschule) bezeichnet. Er scheint aber nicht lange in Neresheim selbst geblieben zu sein. Wenigstens tritt sein Name fürderhin in keiner Weise mehr im Tauf- oder Sterbebuch der Klosterpfarrei auf.

2. *Beziehungen zur Weltgeistlichkeit*

Aus verschiedenen Aufzeichnungen der Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim ging schon bisher hervor, daß Abt Angehrn nicht der Menschen-

feind war, als den ihn Ludwig Reiß in seiner voreingenommenen Biographie des letzten Reichsprälaten von Neresheim, Michael Dobler (Kempten 1915), dargestellt hat. Auch sein Verhältnis zur Weltgeistlichkeit war im allgemeinen ein recht gutes und freundschaftliches. Die Pfarrbücher weisen insbesondere auf zwei Beispiele hin.

a) *Ferdinand Freih. Tänzl von Trazberg*

Das eine Beispiel, das die Pfarrbücher anführen, ist der Tod des tieffrommen Freiherrn Ferdinand Christof Konrad Tänzl von Trazberg, Herrn auf Oberbechingen und Oberbissingen. Nachdem er 27 Jahre lang Pfarrer von Mattsies in Schwaben (Diözese Augsburg) gewesen war, zog er sich während der ersten Regierungsjahre des Abts Angehrn nach Neresheim zurück und verbrachte seine letzten 5½ Lebensjahre in der klösterlichen Gemeinschaft als „devotissimus hospes“ (tieffrommer Gast). Er starb am 10. November 1763 an einem Schlaganfall im Alter von 81 Jahren und wurde am 12. November von Abt Angehrn selbst in der Totengruft der alten romanischen Klosterkirche mitten unter den verstorbenen Mönchen beigesetzt: gewiß ein schönes Zeichen sowohl für die Menschlichkeit wie für die Ehrfurcht Abt Angehrns gegenüber einem ehrwürdigen alten Priester.

b) *Ernst Dominikus Mayer*

Abt Angehrn war auch dem nicht weniger würdigen Geistlichen Rat und Pfarrherrn von Ohmenheim, Ernst Dominikus Mayer, in sehr freundschaftlicher Weise verbunden. Beredete Zeugen hierfür sind nicht nur die alte Klosterbibliothek in Neresheim, wie bei Gelegenheit näher nachgewiesen werden soll, sondern auch seine lateinischen Beschreibungen der Kuppelmalereien in der barocken Abteikirche, die z. T. auch im Druck erschienen.

Dieser ebenso tüchtige wie tieffromme und gelehrte Pfarrgeistliche kam oft ins Kloster Neresheim, um Anregungen zu erhalten oder als Berater Angehrns zu wirken. Ob er die letzten Jahre seines Lebens, wenigstens teilweise, ebenfalls im Kloster zubrachte, ist noch ungeklärt. Jedenfalls starb er in der Abtei auf dem Ulrichsberg am 18. Oktober 1788 frühmorgens vor 4 Uhr an einem Schlaganfall im Beisein des Klosterpfarrers P. Georg Schafhätule. Sein Leichnam wurde in einem Trauerzug von der Abtei nach Mariabuch geleitet, wo ihn die Gemeinde Ohmenheim in Empfang nahm, um ihn in seiner langjährigen Pfarrei zu begraben.

3. Militärdienst und Soldatentod

a) *Die Soldaten des Reichsstifts*

Die Abtei Neresheim war seit 1764 Reichsstift geworden. Damit hatte sie auch das Anrecht, ja die Pflicht, einige Soldaten des Schwäbischen Kreises als ständige Wache des Klosters anzustellen und zu unterhalten. Für sie wurde alsbald vor dem großen Klostertor außerhalb der sog. Prälatur, links vom äußeren Zugang ein eigenes Gebäude, die sog. Kaserne, erbaut, wie sie auf dem bekannten Stich der Abtei von P. Johann Evang. Reiter aus dem Jahr 1792 erscheint.

In der obengenannten Angestelltenliste der Abtei vom Jahre 1770 werden auch die reichsstiftischen Soldaten, und zwar unter dem Titel „Soldaten Casarma“ aufgeführt; sie kommen hier nach dem Amtsknecht, aber vor den Klosterstudenten. Sie hießen:

Laurentius Walter
Josef Müller
Johann Adam Haas
Johann Vötter
Bernhard Breitweg
Anton Weber.

Im Jahr 1771 waren von diesen 1770 dienenden Soldaten nur noch die beiden letzteren vorhanden; an die Stelle der beiden erstgenannten waren getreten:

Anton Krenzler von Thannhausen
Mauritius KENZLER (Kinzler aus Großkuchen?).

1801 wird ein Soldat namens Johann Zeyer von Auernheim genannt. Am 10. Mai 1802 starb in Neresheim Franz Xaver Uhl aus Ebnat im Alter von 56 Jahren. Er war nach der Sterbematrikel mit 22 Jahren zum Militär gegangen, diente neun Jahre bei den Österreichern als „eques desultorius“ (Kunstreiter) und kämpfte als solcher gegen die Ungarn. Dann kam er im Jahr 1777 zum Militär des Reichsstifts Neresheim, wo er 25 Jahre lang die Würde eines „decurio“ (Unteroftiziers) versah. Der Klosterpfarrer P. Maurus Spöttl hielt, wie ausdrücklich in der Sterbematrikel vermerkt wird, an seinem Grab eine Lob- und Trauerrede (oratio funebris panegyrica), während die Soldaten des Reichsstifts dem heimgegangenen Kameraden und Vorgesetzten mit einer dreimaligen Gewehrsalve (tribus explosionibus) die letzte Ehre erwiesen.

Am 27. November 1806 starb ebenfalls in Neresheim der reichsstiftische Soldat Johann Raff aus

Thannhausen in Schwaben im Alter von 66 Jahren, von denen er 25 Jahre, d. h. seit 1781, als Soldat in Neresheim verbracht hatte.

Am 6. November 1807 folgte ihm Thaddäus Tutti, der aus Mattichshofen in Niederösterreich stammte. Er war ungefähr 60 Jahre alt und versah die letzten 16 Jahre seines Lebens seinen Militärdienst in Neresheim. Er war also offenbar während der Franzosenkriege im Jahr 1791 in Neresheim hängengeblieben.

b) *Kriegsereignisse und Soldatentod*

Die kriegerischen Zeiten der Franzosendurchzüge, bei denen am 11./12. August 1796 die schöne Wallfahrtskirche von Mariabuch bei Neresheim mit dem dortigen Mesnerhaus und Brunnen in Flammen aufging, und die Kämpfe zwischen französischen und österreichischen Truppen in unserer Umgebung spiegeln sich an verschiedenen Stellen der Kirchenbücher der Klosterpfarrei wider.

Bis Mitte August 1796 gab es an der marianischen Wallfahrt einen eigenen „Mariabuchmesner“ (aedituus in capella Mariana ad fagum). Der letzte dieses Namens war Josef Vetter. Nach dem durch lagernde Franzosen verursachten Brand und Untergang der Wallfahrtskirche (quae tempore belli a Gallis incensa periit)¹ wurde er zuerst zweiter Hausdiener, seit 1799 Hausmeister im Reichsstift. Seine erste Frau starb sechs Wochen nach dem Brand der Kirche im Alter von 36 Jahren. Ihre letzte Lebenszeit, nach vorausgegangener Totgeburt ihres letzten Kindes, war ein hartes Schmerzenslager; ob dieses auch eine Folge des Krieges durch Mißhandlung seitens der französischen Soldaten war, ist nicht gesagt, wohl aber leicht möglich. Das Totenbuch der Klosterpfarrei betont von ihr, daß sie die furchtbaren Schmerzen ihrer Krankheit mit ausnehmender Geduld zu Ehren des leidenden Heilandes und der schmerzhaften Mutter Maria trug, die Gebete und frommen Ermahnungen des Klosterpfarrers gern hörte und schließlich nach Empfang der Sterbesakramente und wiederholten Akten der drei göttlichen Tugenden fromm im Herrn verschied. Ihr Leben stand von Anfang an unter dem Zeichen des Kreuzes. Sie war nämlich am 3. Juni 1760 am Klostergarten zu Neresheim ausgesetzt, zuerst aber in Dischingen getauft worden (laut beigegebener Taufurkunde). Ihre Eltern wurden nicht bekannt. Weil das Mädchen als neugeborenes Kind am Klostergarten gefunden wurde, erhielt es den Familiennamen „Gärtnerin“. Das Mädchen scheint dann in der Stadt Neresheim aufgezogen

worden zu sein. Ihre Trauung mit dem Schneider Josef Vetter aus Ebnat, der soeben zum neuen Mesner an der Wallfahrt Mariabuch ernannt worden war, fand in der Wallfahrtskirche am 15. Februar 1790 statt. Der Ehe entsprossen vier Kinder; eines davon, Michael Vetter (geb. 15. Oktober 1792), starb in Eßlingen am 26. April 1842.

Von weiteren kriegerischen Ereignissen auf dem Härtsfeld mit tödlichem Ausgang erzählen dann zwei Einträge in der Sterbematrikel des Jahres 1805. Am 20. Oktober dieses Jahres starb im aufgehobenen Kloster auf dem Ulrichsberg Johann Baptist Vatrín, Adjutant und Hauptmann (capitain) im „obersten“ französischen Dragonerregiment. Bei Verfolgung der zu Ulm zersprengten und am 17. Oktober über das Härtsfeld nach Böhmen zurückflutenden österreichischen Truppen wurde er tödlich verletzt. Er erlag am 20. Oktober früh 3 Uhr seinen Verwundungen und wurde noch am Vormittag dieses Tages gegen 9 Uhr vom Rektor des Lyceum Carolinum, P. Prior Meinrad Raringer, im Klosterfriedhof feierlich beigesetzt.

Etwas einfacher ging es kaum eine Woche später, am 27. Oktober, zu, beim Begräbnis des aus Latzhausen in Ungarn gebürtigen, erst 24 Jahre zählenden Husaren Michael Bosvaci. Er gehörte zur 1. Eskadron des K. K. „Regiment Palatinat“. Er starb am 27. Oktober frühmorgens 3 Uhr an den Folgen seiner in dem Kriegsgeplänkel des 17. Oktober in hiesiger Gegend erhaltenen 14 Stichwunden. Zwei der Stiche hatten die Brust oberhalb dem Herzen durchstoßen. Bosvaci wurde vom Klosterpfarrer P. Maurus Spöttl ebenfalls noch am Todestag früh um 9 Uhr im Klosterfriedhof begraben.

4. *Reichsstiftisches Angestelltenwesen und Beamtentum*

a) *Laienbrüderinstitut und weltliche Klosterangestellte*

Kaum war die Pfarrei des Klosters Neresheim errichtet (1760), wurde das bisher den Grafen von Oettingen-Wallerstein als Vögten unterstellte Kloster nach vieljähriger Prozeßführung am kaiserlichen Kammergericht zu Wetzlar endlich unabhängig und damit freie Reichsabtei oder freies Reichsstift (1764). Mit dieser neuen Stellung, die mit Sitz und Stimme auf der schwäbischen Prälatenbank verbunden war, mußte auch das Ansehen der Abtei Neresheim nach außen wachsen. Dieses neugewonnene Ansehen wurde nicht nur im Klostersiegel zum Ausdruck ge-

bracht, daß darin von jetzt ab neben dem Abtsstab auch das Schwert (als Ausdruck der hohen oder Blutgerichtsbarkeit) aufscheint, sondern auch darin, daß der Beamtenstab des Reichsstifts sich vermehrte.

Es gab ja in den Benediktinerklöstern des 18. Jahrhunderts nur sehr wenige oder gar keine Laienbrüder mehr. Das sog. Laienbrüderinstitut der Hirsauer hatte sich schon seit dem 14. Jahrhundert überlebt. Da so den Klöstern die eigenen, an die Regel St. Benedikts gebundenen Kräfte fehlten, mußten zu vielen Diensten in der rein klösterlichen Welt mehr und mehr weltliche Personen herangezogen werden. So finden sich gerade seit Mitte des 18. Jahrhunderts auch in der Abtei Neresheim eine ganze Reihe von weltlichen, teils verheirateten, teils unverheirateten klösterlichen Beamten und Angestellten, und zwar beiderlei Geschlechts (s. Abschn. I: Abtei und Pfarrei n. 1).

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim spiegeln diese Tatsachen sehr deutlich wieder. Während nur zwei Laienbrüder in den Sterbematrikeln auftauchen, gibt es eine ganze Fülle von Beamten und Angestellten der verschiedenen klösterlichen Betriebe, die in den Kirchenbüchern vorkommen und so das Leben einer schwäbischen Reichsabtei im 18. Jahrhundert kennzeichnen.

b) Eine reichsstiftische Beamten- und Angestelltenliste

Eine solche liegt dem ältesten Kirchenbuch bei, das die Taufen, Trauungen, Sterbefälle, Konversionen² und Firmungen aus den Jahren 1760 bis 1791 enthält. Sie stammt aus dem Jahr 1770 und bringt dazu noch einige Nachträge aus dem Jahr 1771. Sie weist folgende Namen und Berufe auf:

1. Oberamtmann (supremus praefectus) Johann Michael Köberlin, 35 Jahre, mit Frau Maria Anna, geb. Schneider aus Neresheim, 34 Jahre, 4 Kinder, 3 Dienstboten
2. Dr. med. Johann Josef Spressler und Frau Maria Rosalia Scholastika, 5 Kinder, 1 Dienstmädchen
3. Kanzleiverwalter Gotthard Leinßler, 34 Jahre, 1 Dienstmädchen, ging 1771 nach Ellwangen
4. Klosterbaumeister Nikolaus Kienle aus Ohmenheim, 49 Jahre, und Frau Maria Anna, geb. Voitin von Schrezheim, 3 Kinder, 2 Dienstboten
5. Klostersgärtner Johann Georg Marck von Wallerstein, 58 Jahre, und Frau Maria Barbara, geb. Eder von Waldhausen, 58 Jahre, 2 Kinder, 1 Gartenjunge

6. Klostertorwart Josef Niderschein aus Stetten, 67 Jahre, und Frau Barbara, geb. Dorferin aus Neresheim, 67 Jahre
7. Klostermetzger Josef Böhm und Frau Franziska, geb. Stroblin, Wirtin, 3 Kinder, 1 Dienstmädchen, 1 Metzgergeselle
8. Mariabuchmesner Franz Josef Seckler von Neresheim, 56 Jahre, und Frau Katharina Margaretha, geb. Seizin von Neresheim, 46 Jahre, 4 Kinder
9. Klosterziegler Anton Herb und Frau Elisabeth, geb. Zeyer von Ballhausen, 2 Kinder, 1 Ziegelknecht
10. Klosterschmied Johann Georg Zeller von Eggenrot bei Ellwangen, 35 Jahre, und Frau Maria Viktoria, geb. Kienlin von Ohmenheim, 47 Jahre, 2 Kinder samt Mutter und Schwester der Frau Maria Viktoria
11. Amtsknecht Franz Ignaz Maurmayr und Frau Maria Josefa, geb. Bürgerin von Ebnat, 3 Kinder, 1 Amtsgelhilfe, 1 Dienstmagd
12. Soldaten des Reichsstifts: 6
13. Studenten im Kloster: 9
14. Dienstboten in der Küche:
1 Oberkoch, 1 Unterkoch, 1 Küchenjunge,
1 Holzträger
15. Dienstboten im Kloster:
1 Kammerlakai bei der Abtei, 1 Gastdiener,
1 Jäger, 1 Holzträger im Konvent
16. Handwerker im Kloster:
1 Bräumeister samt 2 Braugesellen, 1 Oberbäcker
und 1 Bäckerknecht, 1 Schmiedknecht, 2 Schlos-
sergesellen, 1 Schreiner samt 1 Schreinerjungen,
1 Glaser, 1 Wagner
17. Dienstboten im Stall:
1 Kutscher, 1 Vorreiter, 4 „Mänen“ (je zwei
Pferde) mit je 2 Knechten, 1 weiterer Knecht,
1 Futterschneider, 1 „Mäne“bub, 2 Kuhhirten,
1 Kühbub, 1 Schweinefütterer, 1 Nachtwächter.

Nach der vorliegenden Aufzeichnung vom 1. Juli 1770 gab es im Klosterbereich unter den Angestellten mit ihren Familien insgesamt 96 Kommunikanten, 4 Erstbeichtende und 12 Kinder, die erst die hl. Taufe empfangen hatten. Insgesamt zählte also die Klosterpfarrei im Jahre 1770 nur 112 Seelen.

1771 kamen dazu noch: 1 Forstmeister, 1 Wirt und 1 Bauhofinspektor, 1 Wäschemeisterin samt Magd, 1 Wagnergeselle; ferner wurden in diesem Jahr 14 Studenten gezählt.

c) Vorbildliche Klosterbeamte

Auf die vielen, in den Pfarrbüchern genannten Angestellten des Klosters hier im einzelnen einzugehen, würde zu weit führen. Nur auf ein paar Todesfälle von musterhaften und bedeutenderen Klosterbeamten sei noch besonders hingewiesen.

Am 19. November 1808 starb im Alter von 72 Jahren Franz Anton Vetter (Vötter) aus Ebnat, Sohn des dortigen Schafbauern. Er war zuerst Registrator der Abtei, dann Verwalter der dem Kloster gehörigen Hofmark Ziertheim bei Dillingen, schließlich Kanzleirat des Klosters und, nach dessen Aufhebung, des Fürsten von Thurn und Taxis. Er stand 47 Jahre im Dienst der Abtei. Ihm wird das Lob erteilt, daß er seine Ämter „in redlichster und lobwürdigster Weise“ verwaltet habe. Er sei ein „vir recti cordis, mentis mansuetissimae, purae fidei et exemplar boni christiani“ (ein Mann mit geradem Herzen, gütigem Geist, ungeheucheltem Glauben und das Beispiel eines guten Christen) gewesen, „ein christlicher Mann, ein ebenso getreuer wie geschickter Beamter“. Seine Frau folgte ihm am 31. Mai 1813 im Tode nach. Sie wird geschildert als „eine weise Haushälterin, eine fromme Christin, eine Mutter der Armen, eine edel unterhaltende Gesellschafterin und beste Ratgeberin bis in die letzten Tage ihres schönen Alters (84 Jahre) und schön durchlebten Lebens; wie von allen geschätzt, so ward sie auch von allen bedauert“.

Am 13. Februar 1809 folgte seinem Kanzleirat der Oberamtmannt des ehemaligen Klosters und Hofrat des Fürsten von Thurn und Taxis, zugleich kgl. bayr. Mediatlandrichter Josef Anton Brenner im Alter von nur 45 Jahren im Tode nach. Ihn nennt die Sterbe-

matrikel „vir praestantia, doctrina ac pietate de prima nota et non inventus similis illi (ein Mann, der die erste Note, d. h. volles Lob verdiente durch seine Tüchtigkeit, sein Wissen und seine Frömmigkeit, dem keiner ähnlich erfunden wurde); ein andermal nennt sie ihn einen „vortrefflichen Juristen und guten Christen“. Er stammte aus Marktöffingen im Ries, wo sein Vater das Amt eines Chirurgen ausgeübt hatte.

¹ Wie Zeichnungen der Ruinen durch den Nördlinger Maler F. W. Doppelmayr aus dem Jahr 1799 dartun (Nördlingen, Stadtmuseum), war die Wallfahrtskirche selbst nicht soweit zerstört, daß sie nicht mit einiger Mühe und gutem Willen hätte wiederhergestellt werden können. Doch konnte sich der letzte Abt von Neresheim, Reichsprälat Michael Dobler, und sein Konvent wohl wegen der andauernden kriegerischen Zeitläufte und wegen der drohenden, schon im Jahr 1796 auf dem Frieden von Rastatt ins Auge gefaßten Säkularisation der Klöster, die auch in Neresheim nicht unbekannt bleiben konnte, nicht mehr dazu entschließen. – ² Es werden deren in der Zeit von 1770–1792 nur drei aufgeführt. Am 7. Januar 1770 trat der 22jährige Mühlknecht Johann Georg Neher aus Oberdorf bei Bopfingen nach vorausgegangenem Unterricht in der Klosterkirche zu Neresheim in Anwesenheit des Klosterbaumeisters Nikolaus Kienle und des Gemeindemanns Simon Strobel von Dorfmerkingen, Futterschneiders im Kloster, zum katholischen Glauben über. Ein Gleiches tat am 14. Februar 1773 der 13jährige Gottfried Rommel aus Schweindorf nach sechsmonatlichem Unterricht; er kehrte später wieder zum Glauben seiner Väter zurück. Am 24. Dezember 1792 wurde die 24jährige Margaretha Apollonia Birnbäumlin aus Schallhausen bei Ansbach in die katholische Kirche aufgenommen. Die hl. Handlung fand vor dem Dreifaltigkeitsaltar der Abteikirche statt. Margaretha weilte bereits fünf Monate in Neresheim. Drei Monate hatte sie vergeblich um Aufnahme gebeten. Schließlich gab ihr P. Karl Nack als Klosterpfarrer den nötigen Unterricht und nahm sie dann während der hl. Messe am Tag vor Weihnachten in den Schoß der katholischen Kirche auf.

Freiligrath und das Schwabenland

Von Wilhelm Schoof

Nächst dem Rhein hat Freiligrath, der Norddeutsche, stets eine besondere Vorliebe für das an Naturschönheiten so reiche Schwabenland bewiesen. Dieses Land war es auch, das ihm zu seinem Weltruhm verholfen hat.

Am 25. Dezember 1834 wandte sich der vierundzwanzigjährige, noch völlig unbekannt Dichter an Gustav Schwab, den Mitherausgeber des deutschen Musenalmanachs, und übersandte ihm für das Schilleralbum

ein Gedicht „Nun kommen sie aus aller Welt“. Der Erfolg war für den bescheidenen, jungen Menschen beglückend. Statt der befürchteten Ablehnung kam eine Anerkennung, die den an mangelndem Selbstbewußtsein leidenden Dichter überraschte und beglückte. „So schöne Gedichte“, schrieb Schwab, „wie das Ihrige können und dürfen nie zu spät kommen; sie müßten hinein, und wenn die Sammlung schon abgeschlossen wäre“. Gleichzeitig bat ihn Schwab um Angabe von Lebensdaten, die

dem Album beigelegt werden sollten. So erfuhr die literarische Welt zum erstenmal etwas von dem dichtenden Handlungsgehilfen. Mit seinem Dank verband Schwab die Bitte um weitere Zusendungen für den Musenalmanach, der im nächsten Jahrgang (1835) Freiligraths Gedichte „Die irische Witwe“, „Geisterschau“ und „Eine Geusennacht“ brachte. So war für ihn die Brücke nicht nur zum Musenalmanach, sondern auch zum „Morgenblatt“ geschlagen. Sein Name, der bisher nur in kleinen Provinzblättern sein Dasein gefristet hatte, bekam mit einem Mal einen hellen Klang, der weit in die deutschen Lande ertönte.

Nicht genug damit, regte ihn Schwab zur Herausgabe seiner Gedichte an und verschaffte ihm einen Verleger von Weltruf: Cotta, den Verleger Goethes und Schillers. Am 2. Dezember 1835 erhielt er einen Brief von Baron von Cotta, der ihm seinen Verlag anbot. Damit wurde er mit einem Schlag ein berühmter und gefeierter Dichter, er, der einfache Lehrersohn aus Detmold. Auflage folgte auf Auflage. In einem Vierteljahr wurden 1250 Stück verkauft. Jede Auflage erbrachte ihm rund 600 Taler. Schwab und Pfizer waren ihm bei der Herausgabe behilflich. Für seine große Bescheidenheit zeugt die Bitte an Schwab, er möchte doch ein Vorwort zu seinen Gedichten schreiben. Aber dieser lehnte ab, weil die Gedichte für sich selbst sprächen. Freiligraths Gedichte waren bald nach ihrem Erscheinen in aller Munde. Er wurde die große Mode für Deutschland. Durch den großen Erfolg ermutigt, gab er Ostern 1839 seinen kaufmännischen Beruf auf und wurde freier Schriftsteller.

Uhland, das Haupt der schwäbischen Dichterschule, ist ihm zeitlebens für sein dichterisches Wirken höchste Autorität geblieben. Zu ihm schaute er wie zu einem höheren Wesen auf. Als er ihn 1842 auf dem Rhein an St. Goar vorbeifahren sah, war er so ergriffen, daß ihm die Tränen kamen. In seinem Gedicht „Ein Flecken am Rhein“, das im September 1842 unter dem Eindruck dieses Erlebnisses entstanden ist, hat er die Empfindungen wiedergegeben, die ihn damals bestürmten:

„Ein Dampfboot zog vorüber seinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck stand deiner Priester einer:
Der jüngste wohl – und doch schon grauen Haars
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!“

Uhlands Gedichtsammlung war ihm sein liebstes Buch. Die Gedichte „O legt mich nicht ins dunkle Grab“, „Bei einem Wirte wundermild“ und „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ schätzte er am meisten. Als junger Amsterdamer Handlungsgehilfe hatte er Gelegenheit mit Uhland zu korrespondieren, um ihm bei der Aufspürung alter Volkslieder behilflich zu sein. Er war stolz darauf und berichtete seiner Braut Lina Schwollmann: „Vorgestern habe ich einen vier große Seiten langen Brief von ihm erhalten. Die neueste Auflage seiner Gedichte mit seinem Bildnis hat er mir zum Geschenk gemacht, und sie ist jetzt unterwegs und wird wohl bald hier

sein. Schwab hat uns aneinandergebracht, und die Veranlassung gab Uhlands jetziges Studium der altdeutschen Volkspoesie, deren Spuren er auch in Holland verfolgt, und wozu ich ihm durch Aufsuchen alter Lieder, Ankauf von Büchern u. s. w. behilflich sein muß. Es ist wahrlich eine Freude, mit den Männern so genau in Berührung gekommen zu sein. Uhlands Briefe charakterisieren ihn ganz als den innigen tiefen Dichter.“

Trotz aller erdenklichen Mühe hatte Freiligrath keinen Erfolg. Wie unangenehm ihm das war, bekundete er am 12. Dezember 1836 Schwab gegenüber: „Uhlands Gruß erwidere ich von ganzem Herzen; daß ich Holland verlassen mußte, wurmt mich noch alltäglich. Alle meine Versuche, jene ihm bekannten alten Liederanfänge irgendwo im Munde des Volkes zu erhörchen und so zu den Ergänzungen zu gelangen, sind fruchtlos geblieben.“ Der hier erwähnte Brief Uhlands, dessen Urschrift sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befindet, ist datiert vom 10. August 1835 und behandelt Einzelfragen der Volksliedforschung. Am Schluß des Briefes heißt es: „Den nun bald erscheinenden Musenalmanach für 1836 hoffen wir mit Beiträgen von Ihnen ausgestattet zu finden. Mir stand diesmal nichts zu Gebote, was ich hätte beitragen können. Dagegen bitte ich Sie, die erst kürzlich fertig gewordene neue Auflage meiner Lieder freundlich aufzunehmen.“

Zu einer näheren Bekanntschaft mit Uhland kam es leider nicht. Er lernte ihn nur flüchtig 1840 bei seinem Besuch in Stuttgart kennen. Wenige Jahre darauf verließ Freiligrath aus politischen Gründen Deutschland, und als er 1868 nach Stuttgart übersiedelte, war Uhland nicht mehr unter den Lebenden. Aber auch in seinem Londoner Exil vergaß er Uhland nicht. Zu seinem 75. Geburtstag am 26. April 1862 widmete er dem Dichter des Liedes „Bei einem Wirte wundermild“ in demselben Versmaß, gewissermaßen als eine Kundgebung der englischen Apfelbäume, das Gedicht „Aus der englischen Apfelblüte“, dessen Schluß lautet:

„O Sängergreis, wohl bleibst du wert
Seitdem den Apfelbäumen!
Alljährlich, wenn dein Festtag kehrt,
Will keiner, keiner säumen!“

Sie werfen nun ihr Feierkleid,
Sie blühen auf allen Wegen,
Und möchten alle weit und breit
Aufs Haupt dir Kränze legen.

Zum Dichterlorbeer voll und ganz,
Zum Kranz des Patrioten
Den leisen, losen Blütenkranz,
Den weißen und den roten!

O sink er auf dein weißes Haar
Noch viele, viele Lenze!
O, daß er dir noch manches Jahr
Die heiligen Schläfen kränze!“

Wenige Monate darauf starb Uhland. Tief erschüttert schrieb Freiligrath in englischer Sprache einen Brief an Longfellow, dessen Urschrift die Stadt- und Landesbibliothek zu Dortmund aufbewahrt, in welchem es u. a. in Übersetzung heißt: „Trauernd steht die deutsche Nation an Uhlands Grab, wie sie drei Jahre vorher an Schillers hundertjähriger Wiege gestanden hat. Es ist ein Trost zu finden, daß wir, wenn nicht in andern Dingen, eins sind in der Verehrung unserer großen und guten Männer.“ Und noch vier Jahre später schrieb er aus London an einen Freund am 5. Februar 1866: „So gehen sie dahin, Einer nach dem Andern: Uhland, Rückert – Abwärts rinnen die Ströme ins Meer!“

Nächst Uhland galt seine Verehrung vor allem Schwab, dem das Verdienst gebührt, die Begabung des jungen Dichters zuerst erkannt zu haben, allerdings ihn auch auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die seiner Muse durch eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung drohten. Freiligrath war verständig genug, den gutgemeinten Rat, den ihm auch andere Kritiker erteilten, zu befolgen.

Als Freiligrath sich im Jahre 1844 nach dem Erscheinen seiner politischen Gedichte „Mein Glaubensbekenntnis“, die ungeheures Aufsehen erregten, nicht mehr sicher genug in Preußen fühlte, und sich anschickte, ins Ausland zu gehen, lud ihn Franz Dingelstedt ein, nach Stuttgart zu kommen. Aber Freiligrath dachte nicht daran, diesen Rat zu befolgen. Er stand zu seinen Worten und ging ins Ausland, erst nach Belgien, dann nach der Schweiz und schließlich nach England, wo er in London seinen kaufmännischen Beruf wieder aufnahm. Nach zwanzigjähriger Zeit in der Verbannung wurde es ihm endlich durch eine öffentliche Volksspende von nahezu 60 000 Talern ermöglicht, nach Deutschland zurückzukehren und frei von äußeren Sorgen dort seinen Lebensabend zu verbringen. Da Preußen auf Grund seiner steckbrieflichen Verfolgung ihm nicht sicher genug erschien, kam Württemberg für ihn in Frage. Da in Stuttgart nicht gleich eine passende Wohnung zu finden war, zog er erst für drei Monate nach Cannstatt und bezog im November 1868 endgültig eine im dritten Stock der Ulrichstraße 9 gelegene Wohnung in Stuttgart.

Um sich ganz einleben zu können, dazu war er nicht mehr jung genug. Auch hatte sich seit dem Jahre 1840 vieles geändert. Von den alten Freunden war fast niemand mehr da. Uhland, Schwab und Kerner waren gestorben, andere von Stuttgart verzogen. Wohl fand er hier alte Freunde wieder wie Fr. W. Hackländer oder den Oberamtsschreiber von Neckarsulm Dietwaldus Ganzhorn und lernte neue kennen wie den Lyriker Georg Scherer, den Romandichter Edmund Hofer, den Dichter und Literaturforscher Wilhelm Vollmer und J. V. Scheffel, den Dichter des „Trompeter von Säckingen“ usw.

Die Stuttgarter Jahre brachten Freiligrath auch ein großes vaterländisches Erlebnis: den Deutsch-Französischen Krieg. Aus dem einst politischen Dichter der vierziger Jahre wurde unter dem gewaltigen Eindruck dieses Ereignisses ein glühender patriotischer Dichter. Er hatte den Juni 1870 noch mit seiner Frau und seinem Sohn Otto in ländlicher Einsamkeit in Bregenz verlebt und von dort Ausflüge nach dem Bodensee und dem Bregenzer Wald gemacht, als sich kurz nach seiner Rückkehr der politische Himmel verdüsterte. Die Briefe aus jener Zeit atmen eine vaterländische Begeisterung, die den ehemaligen politischen Bannerträger von 1848 nicht wiedererkennen lassen. Er war stolz, als sein Sohn Wolfgang aus England zurückkehrte und sich dem Vaterland zur Verfügung stellte. Unter diesem Eindruck entstand sein ergreifendes Gedicht „An Wolfgang im Felde“. Er hat das Verdienst, noch ehe die großen Schlachten geschlagen waren, das erste Kriegsgedicht „Hurra Germania!“ gedichtet und den Sieg der deutschen Waffen vorausverkündet zu haben. Es trägt das Datum vom 25. Juli.

Da ihm auf die Dauer die Sommerhitze in dem engen Talkessel von Stuttgart nicht zusagte, siedelte er nach sechs Jahren nach dem nahen Cannstatt über, wo er schon einmal eine vorübergehende Unterkunft gefunden hatte. Hier hatte er eine seinen Wünschen entsprechende Wohnung. Es war der erste Stock in einem der ersten Häuser am linken Neckarufer unweit der Brücke, das nach der darin betriebenen Schankwirtschaft „Zum alten Hafen“ hieß.

Beglückt über das neue Heim, schrieb er kurz nach dem Einzug am 28. August 1874 an seine Tochter Käthe: „Unsere Wohnung gefällt uns immer besser und wird jetzt mit jedem Tage hübscher und ordentlicher. Der Salon ist next to perfect und sehr freundlich mit Bildern, Büchern, Bronzen und der schönen Aussicht. Auch in meinem Arbeitszimmer lichtet sich's, und während die Bücherständer sich allmählich aufbauen, entstehen an den übrigen Wänden auch schon Konstellationen von Bildern und Landkarten, und ich fange an, mich behaglich zu fühlen.“

In diesem idyllischen Heim hat Freiligrath die letzten anderthalb Jahre seines Lebens zugebracht. Dort ist er am 18. März 1876 im 67. Lebensjahr gestorben. Schon hatte er für den Sommer neue Reisepläne geschmiedet und an die Solitude bei Stuttgart gedacht. Aber es sollte anders kommen. Eine Herzverfettung mit hinzugetretener Wassersucht machte seinem Leben früher, als ihm lieb war, ein Ende. In Cannstatt wurde er am 21. März 1876 zur letzten Ruhe bestattet. So steht wie am Anfang seiner dichterischen Laufbahn auch an ihrem Ende das Schwabenland, dessen kühle Erde ihn deckt.

Jakob Frischlin – Schulmeister in Reutlingen und Hofdichter der Hohenzollern

Von Hermann Mall

Am 20. Mai 1595 erschien auf dem Bürgermeisteramt der „Freien Reichsstadt Reutlingen“ ein Bewerber für das freigewordene Rektorat der „Lateinischen Schule“. Auf der Reise nach seiner Vaterstadt Balingen wollte er diese Gelegenheit benützen, um sich in Reutlingen vorzustellen und sein Bewerbungsschreiben abzugeben, das an den „Ehrvesten fürsichtigen, Ersamen und weisen Herrn Bürgermeister und Rat dieser kaiserlich löblichen Reichsstadt Reutlingen“ gerichtet war. Aus seinem Bewerbungsschreiben, das jetzt noch im städtischen Archiv liegt, erfahren wir, daß es sich um den Schulmeister *Jakob Frischlin* handelt.

Auf Grund seiner Vorstellungen über seine Leistungsfähigkeit, die er durch allerlei „Testimonia“ belegen konnte, besonders auch hinsichtlich seiner Fähigkeiten „so den Kirchengesang belanget, den Choral- und Figuralgesang in lateinischer und deutscher Sprache“, wurde er „den 24. Mai 1595 zum Schulmeister verordnet und angenommen“. Demnach scheint Jakob Frischlin auf die Reutlinger Stadtväter einen guten Eindruck gemacht zu haben.

Was wäre über seine Person zu berichten?

Der Vater Frischlins, Diakonus in Balingen, war aus dem schweizerischen Thurgau eingewandert. Sein ältester Sohn *Nikodemus*, geboren am 22. September 1547, ist der einst so berühmte Tübinger Professor und Humanist, der auf tragische Weise sein Leben endete. Er war von dem ihm feindlich gesinnten Adel auf Hohenurach gefangengesetzt und stürzte bei einem Fluchtversuch tödlich ab (1589).

Der Reutlinger Schulrektor *Jakob Frischlin* wurde 1556 in Balingen geboren. Nach seiner Schul- und Lehrzeit finden wir ihn zunächst als Lehrer an der Lateinschule in Cannstatt, später in Waiblingen, wo er 13 Jahre lang tätig war. Während dieser Zeit brachte er mit seinen Schülern und Bürgern der Stadt allerlei Komödien zur Aufführung, wie es sein Bruder *Nikodemus* mit seinen Studenten in Tübingen tat. Beide Brüder wurden des öfteren nach Stuttgart an den Hof befohlen, um dort Komödien aufzuführen.

Der Hauptzweck der Schulkomödien war zunächst ein praktischer – die lateinische Sprache sollte durch die Aufführungen geübt werden. Dies würde demnach dem Sinne *Luthers* entsprechen, der darüber sagte:

„Komödien zu spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalt und gestaltet

werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amts und Stands erinnert und ermahnt werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebührt . . . Solches wird in Komödien fürgehalten, welches dann sehr nützlich und zu wissen ist.“

Welch große Bedeutung dem Komödienspiel damals beigelegt wurde, zeigen verschiedene Schulordnungen jener Zeit, die es dem Lehrer zur Pflicht machen, solche Komödien aufzuführen.

Von Waiblingen aus siedelt *Jakob Frischlin* für ein Jahr nach Neustadt am Kocher, um sich von dort nach Reutlingen zu bewerben. Sein Aufzugstermin wurde auf Samstag, 24. Mai 1595, festgelegt. In seiner Heimat Balingen scheinen ihm allerlei persönliche Geschäfte die Einhaltung des Termins unmöglich gemacht zu haben. Deshalb schickte er an den Stadtschreiber *Georg Otthen* in Reutlingen einen Entschuldigungsbrief und bittet, erst am Montag, 26. Mai, eintreten zu dürfen.

Über seine Tätigkeit in Reutlingen kann nicht viel berichtet werden. Vom 18. Juli 1597 liegt eine Eingabe vor, in der er, sich auf seine besonderen kirchenmusikalischen Leistungen stützend, um eine Extrazuwendung von Wein bittet. Bezeichnenderweise erhielt das Gesuch durch den Bürgermeister die Bemerkung: „Ist eingestellt, bis man die Schule visitiert“.

Der Rat Reutlingens war mit Frischlins Leistungen offenbar nicht zufrieden. Es scheint, als ob er anderweitiger Aufgaben wegen seine Schularbeit vernachlässigt hätte. Über die Art dieser „Geschäfte“ erfahren wir folgendes: Er wollte es seinem Tübinger Bruder gleichen und ein berühmter Dichter werden. Dazu bot sich ihm eine günstige Gelegenheit durch seine persönlichen Beziehungen zu dem *Fürstenhof in Hechingen*. Er wurde *Hofdichter* und *Festchronist* der Hohenzollern. Zu allen festlichen Ereignissen wurde er geladen und mußte nachher in Gedichtform darüber berichten, was häufig in einer sehr schwulstigen und geschmacklosen und gelegentlich sehr holperigen Form geschah.

Ein Zeugnis dafür wäre z. B. das Hochzeitsgedicht, das er auf die Hochzeit des Grafen Johann Georg von Hohenzollern mit der Rheingräfin Franziska zu *Salm* verfaßte. Diese Hochzeit wurde am 11. Oktober 1598 mit unerhörter Pracht in Hechingen gefeiert. Frischlin schildert z. B. die Kirchenmusik am Sonntag, 11. Oktober 1598, dem eigentlichen Hochzeitstag:

„Als nun der eyfft octobris kam,
welcher der Sonntag war mit nam,

und jetzt am morgen sibne schluog,
auch jeder hatt geschlafen gnuog,
da kleydt und rüest (rüsten) ein jeder sich
zum einrytt eben gar stattlich.
Zuvor ging man in d'Hofkapell
das ampt die singer sungen hell." - - - -

„Die Zinkenbläser modulierten
und diesen Reihen (Reigen) artlich zierten
Posaunen zwo und auch zween Zinken,
zur Rechten die, jene zur Linken.“

Zur Vorbereitung des Einzugs der Braut wurde dann bei großem Andrang des Volkes ein Spalier von 500 geharnischten Männern mit Speißen und Kugelbüchsen vom Hechinger Stadttor bis zum Schloß geordnet.

Graf Eitelfriedrich IV. mit seinem Sohn Georg und 150 Berittene ritten der Braut mit ihrem großen Gefolge entgegen. Diese hatte mit ihrer Begleitung als Gast Herzog Friedrichs von Württemberg in Sulz am Neckar übernachtet. *Frischlin* beschreibt den Zug, in dem der Bräutigam in prachtvollem Schmuck einherritt, gefolgt von zwölf berittenen Trompetern.

Im Tal unterhalb Hechingen begegneten sich die beiden festlichen Züge des Bräutigams und der Braut. Nach Begrüßungsansprachen und den Fanfaren der beiderseitigen Trompeter formierten sich zwei Züge zu einem Zug nach Hechingen, wozu von der Höhe des Hohenzollern Kartaunen gelöst wurden,

„als wenn der Berg Aetna erplatzt
der dann oft vil fewr auspratzlet“.

Unter Trompetenschall folgte der Einzug in Stadt und Schloß Hechingen:

„Acht trometer die sponsa hatt,
zwölf mit dem Breutigam herkamen,
die machen zweynzig all zusammen,
ein mundter u. sehr dafpers gind
zu reyten u. zu blasen gschwind.“

Jeden Tag der Woche fand irgendein Fest statt. Tafelmusiken, kirchenmusikalische Veranstaltungen, Turniere und Jagden wechselten ab.

Am Montag, 19. Oktober war allgemeiner Abschied, den *Frischlin* mit einem Zitat aus dem Volkslied „So wünsch ich ihr eine gute Nacht“ besingt:

„Montag, der letst hochzeytlich tag
kam endlich her, bracht mit sein klag.
Dann so man hat lang große frewd,
bringt scheyden auch sein traurigkeit
Drumb singt man nicht vergebens lang
einem alten buohlersgesang:

Ich scheyd mit leyd, Gott ways die zeyt.
Widerkommen soll uns bringen frewd.“

Noch eine besonders wichtige Stelle aus dem 1. Teil seines großen Hochzeitsgedichtes müßte erwähnt werden. Wir erfahren darin, daß der weitbekannte evangelische Kirchenmusiker *Jakob Meiland* (1542–1577), der in jedem Musiklexikon lobende Erwähnung findet und dessen Werke einmal zum eisernen Bestand der deutschen Kantoreien und Hofkapellen gehörte, im nahen *Bodelshausen* beerdigt wurde. Er war kurze Zeit (Juli bis Dezember 1577) Kapellmeister in Hechingen und konnte nach seinem Absterben aus konfessionellen Gründen dort nicht beerdigt werden, sondern nur im nahen evangelischen Bodelshausen.

Ihm hat der Hofdichter *Jakob Frischlin* ein kleines Denkmal gesetzt in folgendem Gedicht:

„Es ligt ein schloß u. fürstlichs Haus,
geht über berg u. tal hoch aus,
wird Hohen Zolleren genandt,
ligt in dem zollerischen Land.
An Balingen es oben stoßt
unden an Offterdingen boßt,
es rührt auch Bodelshausen an
des grafen flecken stoßen dran.
Daselbsten ligt der Musikus
Jakob Meiland sich hören luß
mit seinem schönen gang gar weyt
schlaft in dem Dorf zu dieser zeyt.“

Es ist verständlich, daß der Hofdichter *Jakob Frischlin* seiner Schularbeit so nach und nach entfremdet wurde. Er wurde wegen der schlechten Prüfungserfolge am 25. Februar 1598 seines Dienstes enthoben. Das Aktenstück – eine Bittschrift des Diakonus *Sebastian Maurer* für seinen damals 27jährigen Sohn, Magister *Johannes Maurer*, hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem nun *Jakobus Frischlinus* gewesener Schulkrektor allhie zu Reutlingen seiner eine Zeitlang ihme befohlener Dienge erlassen vnd vor kurtzer Zeytt abkhöndt worden - - -“

Ob *Jakob Frischlin* noch längere Zeit in Reutlingen blieb und weiterhin Komödienspiele veranstaltete, wissen wir nicht. Aber es ist wohl anzunehmen, daß von ihm irgendwelche Anregung ausging. Dies wird schon durch die Tatsache offenbar, daß kurz nach seiner Absetzung solche Komödien hier gespielt wurden. Darüber berichtet die *Begersche Chronik* aus dem Jahr 1603.

Jakob Frischlin starb 1621 als „Pensionär“ in seiner Vaterstadt *Balingen*.

Geschichte und Untergang des Dollishofes

Von A. Häffner

Jedem Heimatfreund sind die Besonderheiten des Schloßberges bei Bopfingen und der Gemeinde Lützenhardt bekannt; so gut wie unbekannt ist jedoch die Geschichte des Dollis-Hofes und ganz vergessen sein eigentlicher Name „Tolnays-Hof“. Er lag im badisch-württembergischen „Grenzgebiet“ in dem kleinen Kessachtal, wo der nächste Ort immer wieder zu einem anderen Verwaltungsbezirk gehört.

Zur Markung Leibenstadt hatte der Dollishof einst gehört. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg stand dort ein alter Wegweiser mit der amtlichen Bezeichnung „Tolnays-Hof“. Dieser Hof ist auf keiner Landkarte mehr zu finden, und doch liegt hier eine geschichtliche Begebenheit vor, wie sie wohl in Deutschland einmalig sein dürfte. In der Chronik meines Heimatdorfes, das kaum ein paar Wegstunden entfernt ist, las ich bereits als Schulbube die Geschichte vom Dollishof, trefflich ergänzt von einer alten „Bas“, die im Hause wohnte. Darnach hat ebenfalls im Dreißigjährigen Krieg der Eigentümer – ein ungarischer Edelmann namens Franz von Tolnay – den Hof an eine herumziehende „Kesselflicker- und Besenbinder-gesellschaft“ verkauft, wie es in der Chronik hieß. Von der Herkunft dieser Leute weiß auch die Überlieferung nichts zu berichten.

Im Rathaus von Merchingen habe ich mir einmal die Bilder der im Ersten Weltkrieg gefallenen Dollishöfer genau angesehen: Es sind Typen, wie man sie auf dem Balkan trifft, auch ausgesprochen mongoloide Züge sind häufig. Den Dollishöfern – wie die neuen Bewohner bald in der ganzen Gegend hießen und wie ihre Nachkommen heute noch genannt werden – lag die Landwirtschaft nicht. Auch konnte der verhältnismäßig kleine Hof die sich vermehrenden Dollishöfer nicht ernähren. So zogen sie weit und breit umher, verkauften Rechen, Besen usw. Wenn ich als Bube einen Besuch bei meinem guten Onkel Friedrich Geißler in Schwabhausen bei Boxberg machte, frug er mich nach dem „Besen-Michele“, der in meinem Heimatdorf wohnte. Die Leidenschaft der neuen Bewohner aber war das Wildern, und dazu hatten sie in den dortigen großen Wäldern reichlich Gelegenheit. Da sie es auch mit Mein und Dein nicht genau nahmen, wurden sie mit der Zeit zur gefürchteten Landplage. Sowohl im 18. als auch im 19. Jahrhundert kamen ihnen die politischen Verhältnisse sehr zustatten, konnten sie doch rasch von einem Herrschaftsgebiet bzw. von einem Staat in den anderen wechseln, wenn ihnen der Boden zu heiß wurde. Gegen Mitte des letzten Jahrhunderts sollte sich ihr Schicksal erfüllen.

Der Hof lag zwar auf badischem Gebiet, aber gleich in der Nähe waren und sind große Wälder, die zu Württemberg gehörten. Man kann sich denken, wie oft Beschwerden über Stuttgart nach Karlsruhe geschickt wurden, wenn

sie es wieder einmal zu bunt getrieben hatten. Im bewegten Jahr 1848 holte der badische Staat zum großen Schlag aus: der Hof wurde enteignet und geschleift, also sämtliche Häuser abgerissen und das Land an die Bauern von Leibenstadt verpachtet, die es dann nach 1933 käuflich erwerben konnten. Die Dollishöfer Familien wurden von Amts wegen sortiert und zwar in gute und böse. Die bösen Familien wurden mit Kind und Kegel auf Staatskosten nach Amerika geschickt, ohne daß bekanntgeworden ist, wie die USA die neuen Bürger aufnahmen. Die „guten“ Familien wurden auf die benachbarten Gemeinden verteilt, soweit sich diese nicht energisch genug gegen den unerwünschten Zuzug wehren konnten. Es sind mir heute nur noch zwei Gemeinden bekannt, in denen Dollishöfer Familien leben. In Osterburken haben sie sich mit der Zeit mit der ebenfalls streng katholischen Bevölkerung vermischt, dagegen kam es in den evangelischen Orten noch vor dem letzten Krieg kaum zu einer Mischehe, hier im doppelten Sinne gemeint.

Die Einteilung in gut und böse scheint 1848 doch nicht gründlich genug erfolgt zu sein, es gibt natürlich auch Übergänge. Sonst wäre es nicht möglich, daß noch heute der Begriff Dollishöfer in der dortigen Gegend ein Schimpfwort ist. Auch heute noch gilt es als wenig ehrenvoll, von ihnen abzustammen; ihr Wesen war eben doch anders als das der alteingeborenen Bevölkerung. Ein kriminell veranlagter Sohn einer Dollishöfer Familie in meinem Heimatdorf führte in meiner Jugend den Beinamen „Kneißel“. Ältere Leute werden sich vielleicht erinnern, daß um die Jahrhundertwende K. ein berüchtigter Raubmörder war, der nach einer Verletzung verhaftet und dann so lange gepflegt wurde, bis man ihn einen Kopf kürzer machen konnte.

Die alte Bas erzählte in meiner Kindheit noch viel vom alten Dollishof. Es gehört ja zu den Merkwürdigkeiten des menschlichen Lebens, daß diese Dollishöfer stets kirchentreue Christen waren. Und da der nächstgelegene katholische Ort (Oberkessach) württembergisch war, wurden sie vom badischen Hüngheim aus kirchlich betreut. Auf einem Schimmel sei der Pfarrer dieses Ortes in den letzten Jahren vor der Schleifung über Merchingen auf den Dollishof geritten. Ganz groß, und zwar drei Tage lang, wurde auf dem Dollishof die letzte „Kärwe“ gefeiert, wie die Kirchweihe im Fränkischen heißt. Als die auswärtigen Dorfmusikanten am Ende ihr Geld verlangten, wurden sie samt und sonders durch das Fenster des Dollishof-Wirtshauses auf den Misthaufen geworfen. Die Instrumente wurden entgegenkommenderweise nachgeworfen.

An diesen seltsamen Hof erinnert heute noch der gemauerte Dorfbrunnen, der inmitten der Felder steht.

Ein Sindelfinger Achtundvierziger

Am Abend vor dem Gefecht sind sie noch zusammen um das Feuer gesessen, die Gruppe der badischen Freiheitskämpfer von anno achtundvierzig. In der grauen Frühe des andern Tags sind sie dann ausgezogen, ihres Kameraden Herwegh schwermütig Lied auf den Lippen:

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Wir reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.“

Am Abend waren sie Gefangene. Die Schwaben, neun an der Zahl, unter ihnen der tapfere Gottlob Fink aus Sindelfingen, wurden nach Ludwigsburg gebracht.

Wie ist ihnen da der andere Vers des Liedleins so oft durch ihren düstern Sinn gegangen, wenn sie zwischen dem Reiterzug ihrer Wächter über die staubigen Straßen marschierten, mochte sein, dem Tod entgegen, der auf Rebellen wartet!

„Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, am Schwert die Hand,
Den trank ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.“

In den Kasematten der Kaserne, dem harten Gefängnis zu Ludwigsburg, da haben die neun Gefangenen oft diese Verse durch die schweren Gitter der kleinen Fenster hinaus gesungen, schwankend zwischen Mut und Verzagen, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Und von den kahlen Mauern hallte es dann wider:

„Und dann den zweiten hinterdrein,
Der sollte für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Restlein – nun, wem bring ich's gleich?
Dies Restlein dir, o Deutsches Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!“

Und sie haben den zweiten, ach so herben Zug bis zur letzten Neige tun müssen, denn das Gericht hat die meisten aus der Schar zum Tode verurteilt. Sie sollten standrechtlich erschossen werden. Unter ihnen ist auch Fink gewesen.

Doch nun geschieht, was keiner ahnt. Es werden von den Angehörigen und Freunden Gnadengesuche beim König eingereicht. Aber der Fürst verharret in Ungnade. Das letzte Gesuch bringt ein reitender Bote an den Hof zu Stuttgart, denn es eilt sehr, sind doch schon Tag und Stunde der Hinrichtung festgesetzt. Da schenkt der König den flehentlichen Bitten so vieler endlich Gehör, und er hebt die Todesurteile auf.

Eine Stafette wird abgefertigt, den Gnadenakt nach Ludwigsburg zu bringen. Der Reiter kommt kurz vor der Hinrichtung am Ziel an. Er trägt ein weißes Fähnlein

als fernhin leuchtendes Zeichen der Begnadigung in der Hand. Die Gefangenen dürfen aber zunächst nichts davon wissen. Das Todesurteil soll vielmehr zum Schein vollstreckt werden. Das Füsilierkommando tritt an. Den Gefangenen werden die Augen verbunden. Dann wird eine blinde Salve auf sie abgefeuert. Manche zittern, als die Salve fällt, und manche sind in die Knie gesunken. Fink allein steht aufrecht und unbewegt.

Ein Soldat namens Ganzhorn, ein Sindelfinger Kind, stand zufällig Fink gegenüber. Er hat noch in seinen alten Tagen erzählt, wie es ihm bis hinein weh getan habe, daß gerade er es hätte sein müssen, unter dessen Kugel sein Landsmann hätte fallen sollen, kannte er doch Fink seit Kindertagen wohl, und er habe sich halt über die Begnadigung arg gefreut.

Die Gefangenen mußten aber dann noch etliche Zeit auf der Festung Hohenasperg in Haft sitzen, bis sie endlich freigelassen wurden.

Die Erschütterungen dieser Wochen und Monate haben Finks Lebenskraft verzehrt, so daß er vierzehn Jahre später in den besten Mannesjahren gestorben ist, betrauert und geehrt von vielen Freunden. Sein Leben war von Kampf um Recht und Freiheit erfüllt; der Frühvollendete hatte seines Lebens Becher bis zur Neige ausgetrunken:

„Dem Leben – doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Lieb die Scherben!
Auf! In den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!“

Der Amtmann zu Sindelfingen

In der Stadt Sindelfingen lebte einst ein Amtmann, der war in seinem Amt gewalttätig und seinem Herrn gegenüber ungetreu. Als er gestorben war, da ging sein Geist im Rathaus und im Amtshaus um. Der Rat der Stadt ließ nun, da es der Geist allzu arg trieb, von dem Flecken Wolfschlügen Hexenbanner kommen. Die schlügen ein Loch in eine Riegelwand des Rathauses, bannten den Geist, und dieser wich in eines Gockelers Gestalt aus dem Haus. Dann ward die Öffnung eilends wieder zugemauert.

Die Wolfschlügen hatten aber den Geist nicht nur vertrieben, sondern ihn auch an einen neuen Ort gebannt, den man seit alters die Schneckenklinge heißt. Dort ist der Geist oft einzelnen Holzhauern oder Fuhrleuten erschienen, sie über den Wildzaun herein äffend. Auch soll er dort von einer Buchele sammelnden Frau in seiner bekannten Tracht, die er in seiner Amtsstube gewöhnlich getragen hatte, mit Schlafrock und rundem Hauskappe, gesehen worden sein. Manche wollen schon auf der Stuttgarter Steige, wo sie sich der Schenkenklinge nähert, einen Hahn krähen gehört haben.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Das Gesicht von Künzelsau in Vergangenheit und Gegenwart

Arbeitstagung des Schwäb. Heimatbundes in Künzelsau am 19. April 1963

Der Schwäbische Heimatbund plant eine Reihe von Tagungen, die dem Studium der städtebaulichen Entwicklung einzelner Orte in Vergangenheit und Gegenwart gewidmet sind. Ihr Ziel soll sein, in Allem die eigentlich formbildenden Kräfte zu erkennen, mögen diese nun solche des geschichtlichen Wachstums oder planender Gestaltung sein, und daraus die Wege in die Zukunft zu erforschen. Die erste dieser Veranstaltungen fand am 19. April in Künzelsau statt; der gute Besuch bewies, daß man damit einem allgemein empfundenen Bedürfnis entsprochen hatte. Besonders wichtig war, daß dabei Männer der Heimatkunde und Geschichtswissenschaft, der Denkmalpflege und des Naturschutzes, der Planung und der architektonischen Gestaltung miteinander ins Gespräch kamen. Damit erfüllte sich ein in der Eröffnung ausdrücklich kundgetaner Wunsch des Vorsitzenden, der es zudem lebhaft als eine besondere Aufgabe der Tagung begrüßte, daß Vertreter der mit städtebaulichen Fragen öffentlich betrauten Verwaltung mit dem Bürger in Berührung kamen.

Bürgermeister Frenz sprach seinen Dank für die Veranstaltung aus, deren Thema die Stadt ganz unmittelbar betreffe, da die Wünsche der Bewahrung des Altstadtbildes und der Erweiterung der Stadt sich oft widersprächen. Künzelsaus Bevölkerungszahl sei von 3700 im Jahre 1939 auf rund 8200 gestiegen. Die landschaftliche Lage erschwere die Ausdehnung; Hangbebauung sei teuer und mit den Forderungen des Naturschutzes und der Landschaftspflege oft nicht zu vereinbaren. Neues Wohn- und auch Baugelände müsse unter allen Umständen erschlossen werden; auch der Schutz der Talaue vor Hochwasser durch die geplante Kocherkorrektur sei unvermeidbar. Aus dieser oft nicht leichten Situation heraus werde die Erörterung aller damit zusammenhängenden Fragen von der Gemeinde begrüßt.

Regierungsrat Dr. Blaschek begrüßte namens des verhinderten Landrats Vesenmayer und des gesamten Land-

kreises und gab seiner Freude über das Vorhaben des Schwäbischen Heimatbundes Ausdruck, durch das die Teilnahme der Bevölkerung an wichtigen Angelegenheiten des gemeinsamen Lebens gefördert und an die damit zusammenhängende Verantwortung gerührt werde.

Den Umfang der Fragen, um die es hier gehe, deutete der Vorsitzende durch zwei Zitate an, die entgegengesetzte Standpunkte vertreten: im Roman „Stiller“ greift der Schweizer Frisch die nur historisch-konservierende Altstadtanierung an, während der englische Historiker Toynbee die schematische Gleichförmigkeit neuen Städtebaus auf der ganzen Erde als Verlust heimatlicher Eigenart anprangert. Zwischen diesen Extremen gelte es, den richtigen Weg jeder Aufgabe in Erhaltung und Neugestaltung zu finden.

Im ersten Referat des Vormittags nahm der fürstl. hoheloheische Archivrat K. Schumm den Ausgang von der Siedlungsgeschichte des Hohenloher Raumes (Rodungsdörfer der Keuperhöhen, Weilerorte der Muschelkalk ebene, Altsiedlungen der fruchtbaren Talaue). In deren Rahmen ist Künzelsau eine verhältnismäßig junge Gründung, die zum Hochwasserschutz auf einem Aufschüttungskegel angelegt wurde, wobei zwei Mittelpunkte, Kirche und Schloß, die Urform der Siedlung bedingten (bei jeder Sanierung der Altstadt wird man diese zwei Kristallisationspunkte herausarbeiten müssen). Hier schenkte die Mechthild von Stein ihren Besitz im 11. Jahrhundert dem Kloster Komburg, das daraufhin eine Kirche errichtete, die auch fortan städtebaulicher Höhepunkt blieb, nicht nur als formale Dominante, sondern als Merkmal der die Lebensinhalte der menschlichen Gemeinschaft bestimmenden Werte. Das Schloß Bartenau aber geht auf die Erben der Herren von Stein zurück, welche Besitz an sich rissen (der Herrschaftssitz wurde später nach Stetten verlegt, worauf die Verbindung Stetten und Künzelsau im Grunde zurückgeht). Das dörfliche Ge-

meinwesen wuchs aus den Häusern um Kirche und Schloß zusammen, wobei die lange Marktstraße vom Künzbach durchflossen wurde, über den schließlich 18 Brücken führten. Wichtig war der Hinweis darauf, daß Künzelsau ursprünglich verkehrsmäßig nicht günstig lag; mit der alten Höhenstraße verband den Ort nur eine Zufahrtsstraße. Schließlich kaufte Hohenlohe, das nach Verbindung zwischen seinen Herrschaftsgebieten trachtete, Schloß Bartenau auf. Die verschiedenen, zeitweise wechselnden, Stadtherren einigten sich in einem sogenannten Ganerbiat, was freilich die Folge hatte, daß Künzelsau an der Entwicklung zur Stadt gehindert wurde. Indessen, es blieb seinem Wesen nach eine reiche bürgerliche Siedlung, ausgezeichnet durch eine große Zahl von Handwerkern, unter denen die Gerber und Schuhmacher hervorragten; hinzu kamen später die Kaffeehändler, welche ihre Ware vom Umschlagplatz Marktbreit am Main herführten. Denkmale der bürgerlichen Stadtgeschichte sind noch heute die stattlichen Bürgerhäuser, unter denen die Johannisapotheke (einst im Besitz eines Gerbers) hervorsticht. Außerhalb der so beschaffenen Stadt kam es zu keiner Ansiedlung, von der Mühle, der Ziegelhütte und einem Gasthaus vor dem Tor abgesehen. In all dem treten keine bewußten städtebaulichen „Gesichtspunkte“ in Erscheinung; die Grundkräfte der Entfaltung sind die des geschichtlichen Wachstums. Auch das im 15. Jahrhundert über den Stadtbach mitten in den Marktraum gesetzte Rathaus macht darin keine Ausnahme. Erst im 17. und 18. Jahrhundert tritt darin ein gewisser Wandel ein; trug sich doch Hohenlohe eine Zeitlang sogar mit der Absicht, die Burg in ein Residenzschloß umzubilden. Immerhin wurden die Gassen zu Kirche und Schloß geöffnet.

Nun folgte ein Referat über die neueren Entwicklungstendenzen von Stadtbaumeister Strübel. Er wies zunächst auf die verschiedenen Probleme der Gegenwartsgestaltung des Stadtgrundrisses hin: die Verkehrsplanung (Durchfahrt, Umgehung, Parkplätze betreffend), die Altstadtsanierung, die Frage der Erschließung neuer Bauplätze für Wohnungen, Fabriken, Kirchen und Schulen, auch das Krankenhaus, die Aufgabe der Schaffung von hochwasserfreiem Gelände, von Grünflächen, von Aussiedlerhöfen und endlich der Schließung von Baulücken. Seine mit ausgezeichnetem Anschauungsmaterial ausgestatteten Darlegungen begann der Vortragende mit der Erörterung des Stadtplanes von 1816, der in Art eines „Flächennutzungsplanes“ die Gebäudegruppen nach ihrer Verwendungsart mit verschiedenen Farben bezeichnet. Die große Geschlossenheit des Stadtbildes fällt auf. Am Platz des eben in Ausführung begriffenen Fußgängersteiges ist noch die alte Furt zu erkennen. Der Plan von 1875 weist auf städtebauliche Grundsätze hin, welche die Zukunft bestimmten. Er ist ein „Baulinienplan“, der freilich reichlich schematisch ausfiel, auch durch spitze Winkel auffällt. Der folgende vom Vortragenden gezeichnete Stadtplan enthielt den Zuwachs von 1875 bis 1900 und 1900 bis 1916. In diese

Zeitabschnitte fallen verhältnismäßig wenig Neubauten. Nur in der Bahnhofgegend, bei Bahnhof und Postamt, siedelte sich Verschiedenes an; auch die Consul-Übelestraße weist Bebauungszuwachs auf (Amtsgericht). Krankenhaus, Turnhalle, Schulhaus folgen. Auch nördlich des Kochers, im „Preußischen“ (der Kocher war 1866 Demarkationslinie), sind Häuser festzustellen. Damals wurde auch die Wasserleitung gelegt. Die Brunnen verschwanden, der Bach wurde verdoht. Ein weiterer ausgearbeiteter Stadtplan zeigte, wie 1919 bis 1944 nur Baulücken geschlossen wurden, so daß das bisher erfaßte Gebiet als voll entwickelt betrachtet werden konnte. Stadthalle und Volksschule wurden von Dr. Ed. Krüger als Großbauten errichtet, die zugleich den Abschluß der Bebauung bilden sollten; heute sind diese beiden Gebäude der Abschluß gegen die Industriesiedlung, welche an die Stelle des geplanten Festplatzes trat. Kurz vor 1939 wurde Nagelsberg eingemeindet, nachdem bereits 1912 Garnberg der wachsenden Gemeinde einverleibt worden war. An Hand von neuen Karten wurde die Entwicklung von 1945–1955 und 1955–1962 belegt. Eine geschlossene Siedlung entstand auf Nagelsberger Gelände am Rösleinsberg, eine weitere an der Garnberger Steige. Damit sind die möglichen Hänge rechts des Kochers ausgefüllt. Der in Beratung befindliche Flächennutzungsplan geht nun ganz neue Wege zur Erschließung neuer Baugebiete. Er sieht Ausdehnung auf die Höhe, im Anschluß an Garnberg, vor; in Verbindung damit soll ein Friedhof angelegt werden. Als Industriegelände kommt nur die Talau in Frage. Der Durchgangsverkehr soll über eine großzügige Umgehungsstraße am linken Talhang aus der alten Stadtmitte abgelenkt werden. Dann könnte auch das, an sich nicht besonders verkehrstörende, Rathaus erhalten werden. Größere bauliche Vorhaben sind das geplante Krankenhaus und die Erweiterung des Aufbaugymnasiums (unter Abbruch der „Übungsschule“ und eines zweiten Gebäudes). Die Kocherverbesserung wird zu einem Geländegewinn führen, der auch für ein Freibad verwendet werden soll. Die Besiedlung des Talackergrundes auf der Höhe links des Kochers ist noch nicht vordringlich; die Bebauung der linksseitigen Kocherhänge in Nordlage wurde deutlich als nicht ratsam bezeichnet.

Die Studienfahrt des frühen Nachmittags unter Führung von Dr. Rathfelder gab manche Ergänzung nach der Seite der wünschenswerten Anschauung. An der neuen Gewerbeschule wurde deutlich, daß zu grelle Kunstfarben, speziell das dort gewählte Blau nicht mit dem Grün der Landschaft harmonisieren; auch schien es, als ob das Bauwerk selbst eigentlich eine andere, auf es abgestimmte, bauliche Nachbarschaft voraussetzte. Die beiden „Briefmarken“-Siedlungen bei Nagelsberg und Garnberg wären wohl besser offener, mehr ins Gelände gearbeitet, angelegt und durch irgendwelche Sonderbauten gegliedert worden. Der zwischen ihnen befindliche Grünstreifen des Brückenhanges sollte unter allen Um-

ständen erhalten werden. Auch zu Nagelsberg scheint eine Zäsur nötig. Der Steinbruch im rechten Talhang und die Trümmerhalde der Garnberger Ziegelei bedürfen dringend einer „Aufwertung“ innerhalb des Künzelsauer Landschaftsbildes, tunlichst auf dem Wege einer Begrünung der Halden. Der Vorsitzende schlug vor, den Grünhang des Brückenberges unbebaut zu belassen und als öffentliche Fußgängerzone mit einer Treppenanlage zum kommenden Friedhof auszugestalten. Im weiteren Ausgriff wurde die Lage einer Fabrik oberhalb von Morsbach, das sich bisher eines ungestörten Ortsbildes erfreute, beanstandet. Als vorbildliche Leistung darf die unter Zurücksetzung der Masten geschaffene 1200-m-Freispannung, welche hier das Kochertal überquert, bezeichnet werden. Eine Höhenfahrt bis über Niedernhall gab außerordentlich interessante Aufschlüsse über die bauliche Entwicklung der Kochertalsiedlungen, wobei der wenig veränderte Weingärtnerort Criesbach und das Industriedorf Weißbach als äußerste Pole empfunden wurden.

Den Abschluß der Arbeitstagung bildete am Spätnachmittag eine lebhaft, aber durchweg sehr sachlich geführte Aussprache, in ihr betonte Dr. E. Krüger noch einmal die Notwendigkeit der Grünzäsuren in der Hangbebauung, bedauerte auch die Kanalisierung des Kochers. Der Vorsitzende erblickte in der Schaffung der geplanten Höhengsiedlung die große Zukunftsaufgabe, wünschte diese jedoch auch mit Bauten für öffentliche Zwecke ausgestattet und gegliedert zu sehen. Die Industriebebauung der Talaue sei bedauerlich, wenn auch kaum vermeidbar. Einer maßvollen Altstadtsanierung, welche sich von denkmalpflegerischen Rücksichten leiten lasse, könne nur das Wort geredet werden. Architekt Kiderlen stellte in Frage, ob es überhaupt zeitgemäß sei, daß eine Gemeinde innerhalb ihrer Mauern das tue, was ihr beliebt, und verwies in dieser Verbindung auf die Berechtigung der regionalen Planungsgemeinschaften. Mehr als dies, erwiderte ihm der Vorsitzende, nicht nur Planungsgemeinschaften seien nötig, sondern Zweckverbände; sieht doch das Bundesbaugesetz entsprechende Möglichkeiten vor. Zurückkommend auf das Thema der Tagung, bemerkte er, daß eine sich erweiternde Stadt unter Ausnützung des Geländes in Gruppen aufgelöst werden müsse („rhythmische Vielzahl städtebaulicher Einheiten“ im Sinne von Ernst May), wobei größere Baukomplexe als Orientierungspunkte dienen könnten, auch wenn es sich nur um Wohnbauten handelt. Dr. Rathfelder wies darauf hin, daß nach dem Bundesbaugesetz den Gemeinden eine schwerwiegende Planungsvollmacht zukomme. Er erinnerte an die darin begriffene Verantwortung und forderte unbefangene, sachverständige Arbeit.

Dr. E. Krüger und der Vorsitzende traten lebhaft für die Erhaltung des Rathauses ein, das den sonst matten und schlaffen Raum der Hauptstraße in spannungsvoller Weise rythmisiere, übrigens auch als „Verkehrsbremse“ durchaus wohlwollend für den Fußgänger sei. „Es ist manch-

mal besser, eine Straße ist nicht so flüchtig“, wurde bemerkt.

Bürgermeister Frenz bekannte sich abschließend zur Kocherkorrektur als unerlässlich notwendig, sie werde für die Bevölkerung nur wohlwollend sein, ermögliche sie sogar die Anlegung von zwei Grünstreifen entlang des Flusses. Was die Industrie angehe, so erblicke man schlechthin keine andere Möglichkeit, als sie in der Talaue anzusiedeln. Hangbebauung sei in landwirtschaftlich wenig ertragreichen Lagen geboten; die bauliche Erschließung der Höhe dürfe jedoch darüber nicht zu kurz kommen. Die Bevölkerung von Künzelsau habe freilich den „Sprung zur Höhe“ noch nicht ganz „verkräftet“. Die Altstadtsanierung sei unausbleiblich, mindestens auf dem vom Bundesbaugesetz vorgeschriebenen Weg, der ein zweckbestimmtes Vorkaufsrecht vorsehe. Er schloß mit einem ausdrücklichen Dank für die wertvollen Anregungen, die er und die Bürgerschaft aus dieser gut organisierten Arbeitstagung erhalten habe.

Abschließend bezeichnete es der Vorsitzende als die wichtigste Aufgabe,

das überkommene Erhaltenswerte bewußt zu pflegen, das notwendige Neue jedoch mit wirklichem Weitblick zu planen, in Allem aber

das Dauernde, die zauberhaft schöne und eigenartige Landschaft, als Grundlage für das Zusammenleben der Menschen im Raum bei allen Überlegungen als Leitlinie im Auge zu behalten.

Hohenloher Tage

Ferienwoche

27. Juli bis 3. August 1963

In der ausführlichen Ankündigung dieser Veranstaltung in Heft 2 unterblieb versehentlich der Hinweis darauf, daß diese unter Leitung des fürstl. Hohenl. Archivrats K. Schumm steht, der auch die Führungen übernommen hat (vgl. Heft 1, S. 40).

Die beiden Geschichten auf Seite 117 sind der Sammlung von Sagen und Geschichten aus Schönbuch und Gäu „Der Häseltrug“, bearbeitet von Eb. Benz, entnommen, auf die bei dieser Gelegenheit empfehlend hingewiesen sei (vgl. auch Schwäb. Heimat 1953, S. 284).

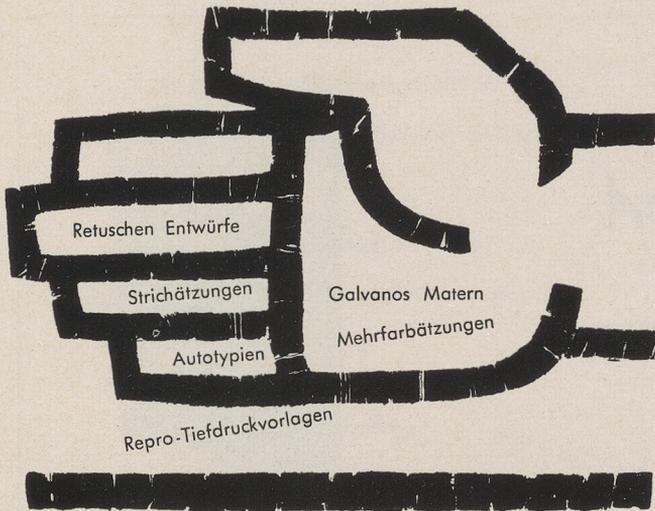
Zu Heft 3/1962 der Schwäb. Heimat ist nachzutragen, daß die Bilder Seite 101 und 130 dem Band Wilhelm Schneider: „Alt-Heidenheim in Bildern“ (Erich Hoffmann Verlag, Heidenheim), entnommen sind.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus Schaller

STUTT GART MARIENSTRASSE 1 C



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



Moderne Fabrikationsanlagen
und gute Mitarbeiter
sind die Gewähr für
hochwertige Druckfarben, wie
sie von Stuttgart-Feuerbach
in alle Welt
geliefert werden



Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach

WÜRTTEMBERGISCHE BANK STUTT GART

Filialen

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

REUTLINGEN
ULM / DONAU

Kaber ü. Märcker

NEUZEITLICHE BÜROMASCHINEN

STUTT GART N • FRITZ-ELSAS-STR. 48 TELEFON 294751,52

MARCHANT

EXACTA

ROTO



Ludwig Uhland

Dichtungen, Briefe, Reden. Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben von Walter P. H. Scheffler.

504 Seiten, Leinen DM 19.80



Ludwig Uhland, einst hochgeehrt, scheint mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein, eine Entwicklung, die nur aus der Überbewertung früherer Zeit erklärbar ist. Dadurch wird jetzt der Blick frei für eine nüchterne Beurteilung des Dichters Ludwig Uhland, seiner wirklichen Bedeutung und seiner Größe. Von daher gesehen kommt dieser Werkauswahl, die kurz nach dem 100. Todestage Uhlands erschien, außerordentliche Bedeutung zu. Sie wird für den Leser zu einer Neuentdeckung Uhlands, nicht nur durch die hervorragende Einführung Walter P. H. Schefflers, sondern auch durch die kritische Ausgabe der Texte und Gedichte, des Dramas „Ernst Herzog von Schwaben“ und weiterer Prosaschriften, wie Briefe, „Nachtblätter“ und Reden. Seiner Aufgabe, ein möglichst umfassendes Bild des Dichters Ludwig Uhlands zu geben, wird dieser Band in hervorragender Weise gerecht.

J. F. STEINKOPF VERLAG STUTTGART



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN

Seit nahezu 100 Jahren

Württembergische Hypothekenbank

7 Stuttgart 1, Büchsenstraße 28

Telefon 29 11 56 • Fernschreiber 07 22045

Zweigbüros

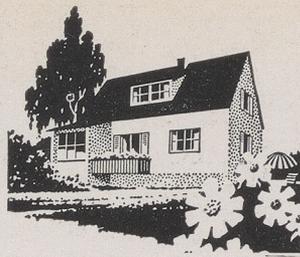
Berlin • Düsseldorf • Frankfurt/M • Hamburg

**Pfandbriefe
und Kommunalobligationen
als hochverzinsliche Kapitalanlage**

Langfristige Hypothekendarlehen

und

**Kommunaldarlehen
zu günstigen Bedingungen**



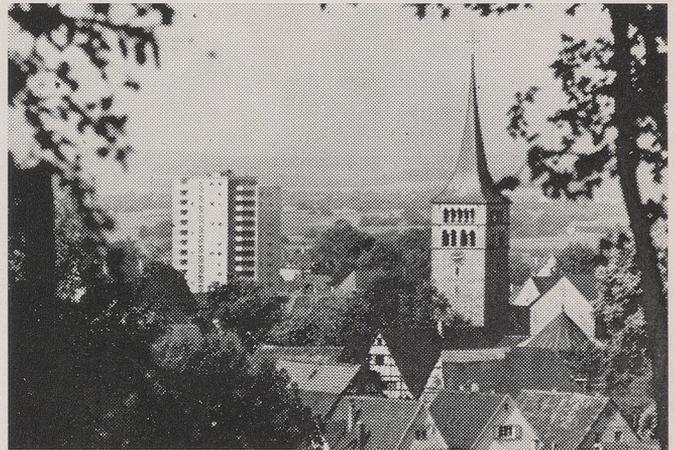
Mit uns. Hilfe werd. arbeits-
tägl. über 150 Ein- u. Mehr-
familienhäuser finanziert.

Größte deutsche
Bausparkasse

**Was andere können,
können Sie auch**

Sie müssen es nur richtig
anpacken. Dazu gehört vor
allem, daß Sie die Vorteile
eines Bausparvertrages u.
die damit verbund. staatl.
Hilfen ausnutzen. Wenden
Sie sich ans Wüstenrot-
Haus in Ludwigsburg. Un-
seren Bildprospekt E 20
übersenden wir Ihnen gern
kostenlos.

Wüstenrot



**700
JAHRFEIER
DER
GROSSEN
KREIS
STADT
SINDEL
FINGEN
VOM
21. JUNI
BIS
6. JULI
1963**

SINDELFINGEN

Höhepunkte: 28. Juni bis 7. Juli · Industrie-, Handel-, Gewerbe- und
Landwirtschaftsausstellung

30. Juni · Historischer Festzug und Großfeuerwerk
Sie sind herzlich eingeladen!

Auskunft: Städt. Verkehrsamt Sindelfingen, Böblinger Str. 1, Tel. 6961

Für Ihre Reisen

in Süddeutschland * Schweiz * Österreich

Auf vielfachen Wunsch wiederaufgelegt, im Internationalen Wettbewerb „Das Touristische Buch“ ausgezeichnet, erschien im Frühjahr 1963

WILHELM HAUSENSTEIN

Besinnliche Wanderfahrten

3. Auflage 1963, 468 Seiten und 48 Bildtafeln, Buchausstattung Prof. E. Preetorius, Ganzleinen DM 24.-

Prolog: Vom Wandern. – Um den oberen Rhein. Heidelberg. Franken. Frankfurt. Im Zeichen des Rundbogens. München. Angesichts der Alpen. Um Inn und Salzach. Die Donau entlang. Im Schwäbischen. Jenseits des schwäbischen Meeres. Den Brenner hinab. – Epilog: eine Wiese



HUBERT GRAF WALDBURG-WOLFEGG

Vom Nordreich der Hohenstaufen

136 Seiten Text und 80 Kunstdrucktafeln mit 91 Abb., 60 Zeichnungen im Text, 2 mehrfarbigen Karten auf dem Vorsatz (Übersichts- und Burgenkarte), Tabelle von Meisterzeichen, Personen- und Ortsregister, Großoktav, Ganzleinen mit Goldprägung DM 19.80. Die Aufnahmen wurden von Lala Aufsberg in Verbindung mit dem Autor geschaffen.

Inhalt: I. Von den Burgen, Von den Städten, Kirchen und Klöster, Sonstige Erinnerungen an die späten Staufer, Datierung, Staufische Hausmacht, Über die politische Situation – II. Wanderjahre in staufischen Landen.

Um den Hohenstaufen, Schwäbische Alb, Oberschwaben, Vorarlberg, Tirol, Sualagau, An der Donau, Odenwald, Taubertal, Neckarland, Schwarzwald, Oberpfalz.

Die Großen Kunstführer

für Bauwerke und Museen, Städte und Landschaften

Herausgeber Hugo Schnell, Fotos Johannes Steiner. Hervorragende Autoren wie Dworschak, Martin, Moritz, Müller, v. Reitzenstein, Schnell. – 1 Die Wies, 2 Ottobeuren, 3 Ettal, 4 Hindelang, 5 Weingarten, 7 Pfaffenwinkel, 10 Birnau, 11 Schloß Zeil (DM 5.-), 12 Maria Laach*, 13 Wessobrunn, 15 Eichstätt, 16 Amberg, 17 Passau, 18 Chiemgau, 19 Andechs, 20 Vierzehnheiligen, 21 Mariazell, 22 Beuron, 23 Benediktbeuren, 24 Ingolstadt, 25 Oberbayern* (kart. DM 8.50; Leinen DM 11.50), 27 Seckau, 28 Würzburg, 30 Stift Zwettl, 31 Augsburg*, 32 Bamberg, 33 Maria Taferl, 34 Die Wachau*, 35 Landsberg/Lech, 36 Schloß Wolfegg, 37 Alte Pinakothek München*, 38 Oberhausmuseum Passau* – (* = mit mehrfarbigem Schutzumschlag.) Einzelheiten und Presseurteile enthält der Sonderprospekt.

Normalband 48 Seiten Kunstdruck mit ca. 50 Abbildungen, kart. mit zweifarbigem Bildschutzumschlag DM 4.50; mit mehrfarbigem Umschlag DM 4.80.

Weitere gehaltvolle, schön ausgestattete Reisebücher finden Sie in unserem reich illustrierten Sonderprospekt. Fordern Sie ihn bitte an vom

VERLAG SCHNELL & STEINER · MÜNCHEN · ZÜRICH

6197